# Die
# Schwester der Geister.

---

Von

**Paul Féval.**

Aus dem Französischen.

**Viertes Bändchen.**

Quedlinburg und Leipzig.

Druck und Verlag von Gottfr. Basse.

1854.

## 15. Das gegrabene Grab.

(Beschluß.)

„Wo bin ich?" fragte er, „und was ist vorgegangen?"

Das junge Mädchen stützte ihn mit mütterlicher Sorgfalt mit seinen Armen.

„Was ist das für ein Geräusch?" fragte Stephan wieder.

Denn man fuhr fort, das Grab in dem Bosquet zu graben.

Valeria zog ihn sanft an ihr Herz.

Stephan fuhr mit der Hand nach seiner Brust, und sein Gedächtniß erwachte mit einem Male.

„Ach!" sagte er; „ich fand mein Haus verödet; man hatte meinen Bedienten entfernt, — der Neger des Herrn von Feuillans war in meinem Zimmer versteckt — dann kam Herr von Feuillans selbst von hinten —"

„Wirst Du mir nun glauben, Stephan?" fragte Valeria.

„Du hast mich also gerettet," sagte der junge Mann, indem er die schöne Hand des jungen Mädchens ergriff, um dieselbe auf sein Herz zu drücken.

Dann fuhr er fort:

„Ist es aber möglich! — Gabriel — Gabriel von Feuillans!“

Als Valeria eben antworten wollte, bewegte sich die Thür, welche von den drei Gefährten nur angelehnt war, leise um ihre Angeln; ein Mann erschien auf der Schwelle.

Die Züge dieses Mannes ließen auf eine Art geistiger Zerrüttung schließen, aber zwischen den tiefen Spuren der Leiden bemerkte man noch immer den Ausdruck der Offenherzigkeit und Gutmüthigkeit.

Ueber der Stirn dieses Mannes zeigte sich ein Wald von buschigen schwarzen Haaren, zwischen denen hier und da schon einige weiße hervorblickten.

Seine unbefangenen und neugierigen Blicke schauten in dem Zimmer rund herum.

Er schien überrascht zu werden, als er Stephan auf dem Tische liegen sah; da er aber Valeria neben demselben stehen sah, so nickte er zufrieden mit dem Kopfe.

Er trat einen Schritt näher, und man konnte nun bemerken, daß die Arme an seinen breiten Schultern fehlten.

„Kommst Du im Auftrage des Herrn Privat, mein Freund Roland?“ fragte Valeria in einem freundlichen Tone.

Zu gleicher Zeit wechselte sie einen Blick mit Stephan, als hätte sie ihm damit sagen wollen:

„Wir haben von diesem Manne nichts zu befürchten.“

Der Mann ohne Arme, welchen wir bereits auf dem Posthofe gesehen haben und der in der That der Packesel des Herrn Privat war, lächelte in geheimnißvoller Weise.

Anstatt zu antworten, ging er mit entschlossenen Schritten

durch das Zimmer und begab sich gerade nach dem Grabe des Tanneguy.

An seinem Halse hing ein ungestalteter Gegenstand, dessen Beschaffenheit Valeria und Stephan nicht sofort zu erkennen vermochten.

Als der Mann ohne Arme jedoch an ihnen vorüber kam, erkannten sie, daß es ein Stein sei, der mit Hilfe eines Strickes an seinen Schultern befestigt war.

Er prüfte aufmerksam den Grabstein, nachdem er vor demselben angelangt war, und schien die zerbrochene Ecke zu suchen.

„Da ist der Bruch!" sagte er dann.

Weil er keine Hände hatte, so machte er mit seinem Halse, mit seinem Kopfe und seinem ganzen Körper unnütze Anstrengungen, um den Stein, welchen er auf seiner Brust trug, dem Grabsteine zu nähern.

„Soll ich Dir helfen, mein Freund Roland?" fragte Valeria ganz leise.

Der Mann ohne Arme antwortete auch dieses Mal nicht.

Es war ihm endlich gelungen, den Stein mit seinen Zähnen zu erfassen und der abgebrochenen Ecke zu nähern.

Die Noth hatte ihn gelehrt, so gut wie möglich seine verlorenen Glieder zu ersetzen: der Stein wurde mit einer gewissen Geschicklichkeit an seine Stelle gebracht und paßte sofort mit solcher Genauigkeit an den Bruch des Grabsteins, daß der Mann ohne Arme ihn fahren lassen konnte, ohne daß er wieder abfiel.

Er blieb fest an seiner Stelle und kaum bemerkte man eine leichte Spalte, da der Granit des Grabsteins mit dem des angesetzten Stückes vollkommen gleicher Art war.

Der Mann ohne Arme richtete sich wieder empor.

Seine breite Brust athmete hoch auf und an dem stolzen Lächeln, welches plötzlich sein Antlitz erleuchtete, hätte man errathen können, daß er vordem, als die Hand Gottes noch nicht so schwer auf ihm gelastet hatte, ein kräftiger und schöner Mann gewesen sei.

Er warf einen verächtlichen Blick auf die Steintrümmer, welche um ihn her aufgehäuft waren, und auf die drei Kisten, welche der Commenthur erst ganz frisch mitgebracht hatte.

„Ich habe nur einen Stein gebracht," sagte er und verrieth eine kindliche Freude, „aber es ist der rechte."

Dann fuhr er fort, indem er seinen Stein wiedernahm:

„So bin ich es also, der die Prophezeiung erfüllen wird! — Wenn der Stein hoch genug herab fällt, so ist er schwer genug, um das Unglück des Hauses Treguern zu zerschmettern!"

Und er ging wieder zur Thür hinaus, als wäre er nur gekommen, um seinen Stein an das Denkmal von Granit zu passen.

Als er wieder vor dem jungen Mädchen vorüber kam, blickte er dasselbe liebevoll an und sagte:

„Das ist ein schöner Tag! — Ich habe den Vater, den Sohn und die Tochter gesehen!"

Dann fuhr er wie in einem Selbstgespräche fort:

„Filhols Haare sind weiß geworden, aber der Sohn ist schön und gleicht vollkommen den alten Bildern der Ritter, welche in dem großen Saale des Schlosses hingen."

„Was ist das für ein Mann?" fragte Stephan, nachdem der Verstümmelte den Pavillon verlassen hatte.

Valeria legte einen Finger auf seinen Mund; man hörte Schritte auf dem Sande der Lindenallee.

„Da kommen sie zurück!“ sagte sie.

„Wer?“ fragte Stephan.

Valeria erwärmte seine noch kalten Hände zwischen den ihrigen.

„Die Zeit naht, wo Sie Alles erfahren werden,“ antwortete sie; „derjenige, welchen ich liebe, darf nicht unbekannt bleiben mit dem, was mich betrifft, und ich will nicht, daß auch nur der Schatten eines Geheimnisses zwischen Ihnen und mir bleibe. — Allein es würde langer Stunden bedürfen, um Sie in Alles einzuweihen, und wir haben jetzt nicht eine Minute für uns. — Behalten Sie Ihre Unwissenheit noch für diese Nacht, und lassen Sie sich von mir leiten, als ob ich Ihre Mutter wäre.“

„Befehlen Sie nur,“ antwortete der junge Mann lächelnd, „und Sie werden einen gelehrigen Sohn an mir finden.“

„Sind Sie stark genug, um sich zu erheben?“ fragte Valeria.

Stephan machte einen Versuch; seine Wunde entriß ihm einen Ausruf des Schmerzes, aber es gelang ihm dennoch, auf seine Füße zu treten.

In demselben Augenblick hörte man draußen eine Stimme, welche sagte:

„Das Grab ist gegraben; beeilen wir uns, denn der Tag bricht an!“

Funfzehnter-August und der Doctor Barrabas zeigten sich in der Thür.

Sie schraken Beide zurück, als sie den, welchen sie leblos auf dem Tische liegend verlassen hatten, mitten in dem Zimmer

stehend wieder fanden, denn Valeria hatte die beiden Leuchter so gestellt, daß sie ihr volles Licht auf Stephans Antlitz warfen.

„Was gibt es?" fragte der Großprior, welcher als Dritter erschien.

Funfzehnter-August und Doctor Barrabas traten der Eine rechts, der Andere links zur Seite, um ihn sehen oder durchgehen zu lassen, je nachdem es ihm beliebte.

Der Großprior sah und blieb ebenfalls stehen.

Seine Brauen, welche unter dem Schnee seiner Haare um so schwärzer erschienen, zogen sich finster zusammen.

Während die drei Gefährten zögerten und sich stumm zu berathen schienen, trat Valeria auf sie zu, indem sie Stephan an der Hand führte.

„Gleich Ihnen," sagte sie mit fester und langsamer Stimme, „ist auch dieser dem Todesstoße des Mörders entgangen; wenn er denselben Gesetzen gehorchte, wie Sie, so wird er auch dieselben Rechte haben."

„So lautet der Bund —" sagte der Großprior mit halblauter Stimme.

Und die beiden Andern wiederholten mit einer gewissen Unzufriedenheit:

„So lautet der Bund!"

Stephan stand regungslos und schweigend da; er begriff nichts von dem, was vorging, und erfüllte nur seinen verheißenen Gehorsam.

Der Commenthur hatte, zwischen Funfzehnter-August und der Thür stehend, Alles mit angesehen und angehört.

Er trat jetzt näher, legte seine beiden Hände auf Stephans

Schultern und sagte, ohne sich gegen die zu wenden, welche ihm folgten:

„Sagte ich es Euch doch, daß das Grab leer bleiben würde! Treguern hat keins von seinen Vorrechten verloren, und der Tod ist ihm stets Rechenschaft von seinen Geheimnissen schuldig."

„Ist der junge Mann bereit, das Gelübde abzulegen?" fragte der Großprior.

Valeria ermahnte Stephan durch einen Druck der Hand, und dieser antwortete:

„Ich bin bereit."

„Halb le Brec, halb Treguern!" murmelte der Commenthur, indem er den Jüngling aufmerksam zu betrachten fortfuhr.

Die drei Gefährten traten näher.

Der Commenthur öffnete nochmals den Mund, um zu Stephan, der von Staunen und Grausen ergriffen wurde, zu sagen:

„Le Brec hat Dir den Todesstoß gegeben, Treguern rettet Dich! — Du wirst den Mörder wieder finden: wirst Du den Muth besitzen, ihn Vater zu nennen?"

## 16. Die Vier-Uhr-Glocke.

Die dritte Stunde des Morgens ertönte von dem Thurme der Eustachius-Kirche.

Um diese Stunde, zu welcher ganz Paris noch in tiefem Schlummer liegt, herrscht bereits reges Leben und lauter Lärm in der Gegend der Hallen.

Von dem Markt les Prouvaires bis zu dem Kinderbrunnen wimmelt und regt sich eine ländliche Bevölkerung, welche der träge Städter nie kennen lernt; es befindet sich dort die Börse der Fischer, der Gemüsegärtner, kurz aller jener Geschäftsleute mit nägelbeschlagenen Schuhen und schwieligen Händen, die stets mit der Peitsche bewaffnet sind, aller Jener, die es übernommen haben, für die Magen der Pariser zu sorgen. Es befindet sich dort die Börse der Oebster und derer, die mit Grünwaare jeder Art handeln, und jene großen Herren, welche sich Delicateß-Händler nennen, verschmähen es nicht, sich ebenfalls daselbst einzufinden.

Einige von jenen Hallen, welche in den Tagen der Bürger-Aufstände einen so furchtbaren Anblick gewährten, sind bereits verschwunden.

Die Eustachius-Kirche zeigt uns jetzt ihre niedrige Südseite, die nicht mehr verdeckt wird von jener Zusammenschichtung ärmlicher Hütten, morscher Buden, deren Hinwegräumung so manches Bedauern erregte; auch der Rest wird schwinden, damit ein herrliches Denkmal der Baukunst in seiner ganzen Größe wieder sichtbar werde. — Aber zurück zu unserm Drama!

Um den Kinderbrunnen herum verschwand das Straßenpflaster unter den großen Gemüsekörben, welche bis an die Straße aux Fers in dichtgedrängten Reihen standen.

Die Landleute saßen vor denselben, bewachten ruhig und still ihre Waare und ließen das Drängen der Käufer an sich vorüber ziehen.

Wer je vor dem Wettrennen auf dem Marsfelde gesehen hat, wie die Pferde, mit Ungeduld des Signals harrend, welches zu lange auf sich warten läßt, mit den Hufen scharren und nach ihrem Gebiß schnappen, der kann sich einen Begriff machen von dem, was unter den Hökern vorgeht, welche als Opfer der Marktordnung die Qualen eines Tantalus erleiden, welche dastehen zwischen den schönen Kohlköpfen, den grünen Bohnen und duftenden Melonen, ohne die Hand nach ihnen ausrecken zu dürfen.

Niemand darf vor der festgesetzten Stunde kaufen; der erste Ton der Rathhausglocke muß verhallt sein, bevor die Geschäfte beginnen dürfen.

Vorher kann man schreien, die Preise erfragen, sich zanken, aber man darf nicht Hand anlegen, noch seine Marke auf den Korb legen, dessen Inhalt man zu besitzen wünscht.

Aber wenn dann die Glocke ertönt ist — welches Fest und welches Kampfgewühl!

Der moralische Zwang ist gebrochen, die Woge braust, die Fluth steigt und schäumt über das kaum noch verbotene Ufer; man drängt sich, man stößt sich, man schuppt sich; lange Schnüre werden mit wundersamer Hast um die Körbe geschlungen, und diese Schnüre bedeuten:

„Nicht angerührt!"

Die Schnur ist eine geheiligte Sache.

Sie gleicht dem zerbrechlichen Siegel, welches die Gerechtigkeit an die Geldkiste des Verstorbenen legt, und das mehr werth ist, als alle Schlösser in der Welt.

Der Landmann, welcher allein unberührt von diesem Fieber bleibt, raucht ruhig seine Pfeife und schaut nur nach seinem Korbe.

Ihn kümmert gar wenig die Farbe der Schnüre; er erhält seine Bezahlung in baarem Gelde und hat seinen Preis vorausgesagt; das Geld des Einen hat denselben Werth, wie das Geld des Andern.

Nach einer Minute beruhigt sich das Ungewitter; alle Körbe sind bezeichnet, und es bleibt nur noch übrig, den Preis für die schönen sammetnen Pfirsichen, für die blauen Trauben oder die duftigen Birnen in die lederne Börse des Normannen zu schütten.

Normanne ist nämlich die generische Bezeichnung der ländlichen Waarenmakler, welche den Einkauf auf dem Lande betreiben und auf dem Markte von Paris die Abschlüsse machen.

Aber der Raum um den Kinderbrunnen will noch nichts sagen.

Paris würde hungern müssen, wenn es nur diese Kleinigkeiten auf seine Zähne zu legen hätte.

Auch die benachbarten Straßen sind erfüllt, und während die Wagen an den Quais entlang, auf den Brücken und auf dem Platze des Chatelet halten, häufen sich wahrhaftige Berge der verschiedenartigsten Gemüse auf den Fußwegen von der Eustachius-Kirche an bis zu der Straße du Roule, von der Straße du Roule bis zu der Straße Saint-Denis.

Zwischen diesen Bergen von Kohl, Rüben und Salatköpfen liegen Wilden ähnliche Frauen im Staube, wenn das Wetter schön ist, in dem Kothe, wenn regnerische Witterung eingetreten ist.

Zieht man vor zu plaudern, so ist Branntwein nöthig, und der Branntwein fehlt nie in jenen Gefilden, wo Paul Niquet, einem alten Flußgotte gleich, Tag und Nacht seine unversiegliche Urne fließen läßt. —

Es war in der Straße de la Ferronnerie, nicht weit von jenem alten Schwibbogen, welcher den Zugang nach dem Markte, dem Brunnen gegenüber, bildet.

Hundert Schritt in der Runde schlief man nicht; die Hüterinnen der verschiedenen Gemüseberge, welche ihre Kette auf dem Fußwege entlang erstreckten, hatten sich zu einer Berathung versammelt und plauderten unter dem Schwibbogen.

Die Käufer, welche in Menge zu erscheinen begannen, da es drei Uhr geschlagen hatte, standen umher und wählten, fanden aber Niemand, mit dem sie hätten sprechen können, weil der Klubb der Bauerfrauen einen Gegenstand von höchstem Interesse behandelte.

Nachdem daher Käufer und Käuferinnen vergebens versucht

hatten, ihre Geschäfte abzuschließen, näherten sie sich der Gruppe ebenfalls, um zu lauschen.

Es handelte sich um einen Mord, der in der verwichenen Nacht unter sehr außergewöhnlichen Umständen begangen war.

Und was sollte man nicht vergessen, um von einem solchen Morde zu sprechen!

Noch ganz jung, sage ich Ihnen, noch ganz jung!" rief eine gute Frau, deren rothes Gesicht unter ihrer weiten Marmotte fast verschwand; „und dabei schön, wie ein Engel!"

„Sie haben ihn also gesehen, Frau Michel?" fragte man von allen Seiten.

„Ich habe das Glück nicht gehabt," antwortete die gute Frau wehmüthig, „ich kam eine Viertelstunde zu spät — aber unser Normanne hat ihn gesehen und mir gesagt, es sei ein prächtiger Junge gewesen, mit blauen Augen, wie ein Liebesgott."

„Aber was hatte er denn dem Andern gethan?" fragte eine Stimme aus der Menge. „Hatten sie sich mit einander etwa geschlagen?"

„Das weiß man nicht," antwortete Frau Michel, „und ich kann Ihnen nichts weiter sagen, als was man mir gesagt hat. Es ist hinter den elysäischen Feldern geschehen: dort steht das Haus einer Marquise, wie hier der Kohlhaufe der Frau Matthieu liegt — und gerade gegenüber, wie hier der Haufe der Frau Richard liegt, steht ein kleineres Haus, — und zwischen den beiden Häusern, wie hier, wo wir jetzt zwischen den beiden Haufen stehen, hat man sie Beide, den Einen auf dem Andern liegen gefunden — und, was das Seltsamste ist, so sind drei Männer gekommen und haben die Leiche unter dem Vorwande

geholt, daß sie ihr Hilfe leisten wollten, und haben sie escamotirt, wie eine Muscatnuß."

„So einen todten Menschen kann man doch nicht beistecken, wie einen Grashalm," bemerkte Frau Richard etwas ungläubig.

„Ja, hören Sie, ich sage Ihnen bei Gott nur, was man mir gesagt hat. — Und von der Wittwenallee bis zu dem Invalidenhause spricht man von diesem Morde!"

„Hat man denn die benachbarten Häuser nicht durchsucht?" wurde gefragt.

„Man hat das Haus auf der rechten Seite durchsucht, welches dem jungen Ermordeten gehörte, — und rathen Sie einmal, was man gefunden hat?"

Frau Michel machte eine Pause; Alle öffneten ihre Augen weit.

„Man hat in einer Ecke des Kellers einen großen häßlichen Neger gefunden, der auf den Tod betrunken gewesen ist."

Es entstand ein Gemurmel in der Gruppe; der Neger brachte Wirkung hervor.

„Aber ich habe noch etwas vergessen," unterbrach sich Frau Michel, „denn es fällt mir nicht Alles mit einem Male ein. — Der junge Mann hatte nämlich Bedienten, wie Sie sich wohl denken können. Nun! die Polizei hat das Haus ganz leer gefunden; nicht eine Menschenseele drin! — Und als die Bedienten nach Mitternacht zurückgekommen sind, da haben sie gesagt, daß man sie fortgeschickt gehabt habe, den Einen hierhin, den Andern dorthin — ja, daß ich recht erzähle! sie haben gesagt, daß sie im Auftrage ihres Herrn selbst fortgeschickt gewesen wären. — Wer ihnen den Befehl ihres Herrn zugestellt hat? —

Gewiß der andere junge Mann, welcher den Wächtern entflohen ist."

„Also entflohen ist er, der Spitzbube!" riefen selbst die aus, welche den Anfang der Geschichte nicht gehört hatten.

Frau Michel blickte stolz im Kreise ihrer Zuhörer umher.

„Ich sage Ihnen," fuhr sie dann fort, „daß er bereits entflohen war, als ich mit meinem Wagen vor der Schaarwache der Esplanade vorüber kam! — Die Soldaten liefen überall umher, um ihn zu suchen — und die Leute, welche zusammen gekommen waren, sagten, daß es Unrecht gewesen sei, ihn allein in die Hinterstube einzusperren, welche nur ein schwaches Gitter vor dem Fenster hat und nach dem Park führt."

„Oho!" rief eine Baßstimme unter dem Schwibbogen, „da wird von dem Gelbschnabel gesprochen, der heut Nacht den schlechten Spaß gemacht hat?"

„Herr Monnerot! Herr Monnerot!" rief die Versammlung im Chor.

Herr Monnerot war der Normanne der Frau Michel.

Er trat näher, die Pfeife im Munde, die Hände unter dem Kittel und die Klappen seiner Mütze über die Ohren niedergeschlagen.

Der Kreis öffnete sich, um ihn in seine Mitte treten zu lassen.

„Nicht wahr, Herr Monnerot, Sie haben es gesehen?" fragte Frau Michel.

„So wie ich Sie jetzt vor mir sehe, eben so deutlich," antwortete der Normanne. „Mein Wagen fuhr an der Invaliden-Brücke vorüber, als ihn die Soldaten von den elysäischen Fel-

dern brachten. — Aber ein hübscher Junge war er, ja, das muß wahr sein!"

„So geht es oft! Auf das schöne Aussehen kann man sich in unsern Tagen gar nicht mehr verlassen!" bemerkten Frau Matthieu, die Eigenthümerinn des Haufens auf der rechten Seite, und Frau Richard, die Eigenthümerinn des Haufens zur Linken.

„Das gab einen Lärm an dem ganzen Quai entlang," nahm Herr Monnerot wieder das Wort, „und wir hatten Zeit, Alles harklein zu hören. Als der Gelbschnabel in der Wache gewesen ist, da ist ein kleiner Junge von funfzehn oder sechzehn Jahren etwa gekommen und hat gesagt: „Ich will ihn sehen, ich bin sein Bruder!" — Ach! ich habe ein feines Auge, wenn mir das auch Niemand anmerkt, und habe auf der Stelle bemerkt, daß es ein verkleidetes Mädchen war."

„Und man hat sie hinein gelassen?" fragten die Umstehenden, deren Neugierde in jedem Augenblick größer wurde.

Auch der Kreis der Zuhörer wuchs in jedem Augenblick, so daß derselbe schon die ganze Breite der Straße einnahm.

„Die Sache betrifft den Chef des Postens," sagte Herr Monnerot, „und er wird seine Strafe erhalten, wenn er gefehlt hat. — So viel ist gewiß, daß kaum zehn Minuten nach dem Eintritt des vorgeblichen Knaben im Innern der Wache ein gewaltiger Lärm entstand, und daß alle Kuhbeinträger herauskamen und nach ihren Flinten griffen, als wollten sie das ganze Viertel stürmen! — Aber, ja doch! die Nacht war schwarz! Man sah vergebens hinter jeden Baum — der Vogel war fort!"

„Und der Knabe?"

„Prosit die Mahlzeit! — Der Knabe war auch zum Henker! — Nach kurzer Zeit setzten sich die Wagen wieder in Bewegung, und ich kümmerte mich nicht weiter um die Maulaffen, die noch vor der Wache stehen blieben und mit einander schwatzten."

„Dann wissen Sie auch nicht, was aus der Sache geworden ist, Herr Monnerot?" fragte Frau Michel in einschmeichelndem Tone.

„Ich denke wohl, daß gar nichts aus derselben geworden ist," antwortete der Normanne.

Frau Michel gewann durch diese Antwort ihre frühere Bedeutung wieder und wandte sich unmittelbar an das Publicum.

„Nun!" sagte sie, „dann weiß ich noch etwas, das vielleicht das Wundersamste an der ganzen Geschichte ist! — Als unser Wagen ebenfalls vorüber gefahren war, standen die Soldaten noch immer vor der Wache und wußten nicht, was sie beginnen sollten. Der Mörder, wenn überhaupt ein Mord vorgegangen ist, muß wohl aus vornehmer Familie sein."

Der Normanne schulterte sich.

„Ein Strohhut," brummte er, „ein Rock von grobem Sammet und leinene Beinkleider!"

„Der Anzug thut nichts dabei," entgegnete die gute Frau; „man kann sich auch verkleiden. — Ein gewöhnlicher junger Mann würde nicht so ohne Weiteres von einer Marquise, einer Gräfinn und einem Großprior reclamirt sein."

Es entstand fast ein Aufruhr bei diesen Worten.

„Von was für einer Marquise?" fragte man.

„Von was für einer Gräfinn?"

„Von was für einem Großprior?"

Frau Michel nahm eine würdige Haltung an und schob ihre breiten Hände unter die Schürze.

„Ich kann Ihnen nur das sagen, was man mir gesagt hat, meine Kinder," antwortete sie. „Und wer mir das Alles gesagt hat? die Soldaten auf der Wache selbst. Wenn Sie aber den Namen der Marquise, den Namen der Gräfinn und den Orden des Großpriors von mir wissen wollen, so verlangen Sie zu viel. — So viel steht fest, daß ich morgen das **Journal du Commerce** lesen werde, um den Hergang der Sache genauer zu erfahren."

„Das ist auch der beste Weg!" rief Herr Monnerot aus, indem er die Asche aus seiner Pfeife ausschüttete; „was in den Zeitungen steht und Larifari, das ist einerlei: so viel Worte, so viel Lügen!"

Ein Streit über die Glaubwürdigkeit der öffentlichen Blätter, welcher sich jetzt entspann, hatte nur ein geringes Interesse für die Versammlung, welche jetzt die ganze Straße de la Ferronnerie füllte und sich bis unter den Schwibbogen erstreckte.

Es trat ein, was stets unter ähnlichen Verhältnissen einzutreten pflegt: die Versammlung löste sich in eine Menge kleiner Kreise auf, in denen die auf tausendartig verschiedene Weise ausgeschmückte Geschichte zur Erbauung der zu spät Gekommenen wiederholt wurde.

Herr Monnerot blieb mit einigen Getreuen allein und versicherte, daß er den Gelbschnabel gewiß erkennen würde, wenn er ihm je begegnete, und daß er ihn alsdann sogleich beim Kragen ergreifen werde.

Indeß hörte man in der Richtung nach der Straße Saint-Honoré das schwerfällige Rollen eines Fiakers, der so gut wie

möglich seinen Weg zwischen den in der Straße aufgehäuften Hindernissen hindurch zu verfolgen suchte.

Die guten Frauen, denen die Obhut der Gemüsehaufen anvertraut ist, betrachten sich in der Straße de la Ferronnerie wie zu Hause.

Sie finden es ganz unpassend, wenn die in dem Viertel wohnenden Personen in Kutschen nach Hause zurückkehren.

„In der That," sagen sie, „ein Dutzend Kohlköpfe ist bald zerfahren!"

Bei dem Rollen des Fiakers begannen die Gruppen sich aufzulösen, und jede Hüterinn eilte zu ihrem Haufen, denselben vor Schaden zu bewahren.

Die Kutsche, welche mühsam eine Fahrt zwischen den Gemüsehaufen hindurch versuchte, erntete eine schöne Menge von Flüchen und Verwünschungen ein.

„Der Kutscher, welcher vielleicht aus Erfahrung die etwas ungebundenen Sitten der starken Geister der Halle kannte, stellte sich, als höre er nichts, und verfolgte geduldig seinen Weg.

Als er dem Brunnen gegenüber anlangte, warf die unter dem Schwibbogen hängende Laterne ihren Schein in das Innere der Kutsche; ein kleines blasses, nußknackerartig zugeschnittenes Gesicht wurde mit einem Male erleuchtet; dann fiel der Schein auf noch ein anderes Gesicht.

Herr Monnerot ließ einen Ausruf des Staunens laut werden; er reckte seine Hände gegen den Fiaker aus, und die Gevatterinnen, welche noch bei ihm standen, konnten einen schönen jungen Mann sehen, der einen Strohhut auf dem Kopfe trug und mit einem Sammetrocke bekleidet war.

„Haltet den Fiaker an!“ befahl Herr Monnerot mit donnernder Stimme.

Das Gesicht des Nußknackers neigte sich ein Wenig aus dem Schlage und sagte:

„Gallopp!“

Der Kutscher peitschte seine Pferde an, und zu gleicher Zeit schlossen sich beide Fenster.

Die Menge hatte sich indeß in Bewegung gesetzt; Herr Monnerot, der das Aussehen eines Entschlossenen hatte, eilte dem Fiaker nach, indem er schrie:

„Er ist es! — Wir haben ihn!“

Der Fiaker fuhr in dem schwerfälligen Trabe der beiden schwindsüchtigen Klepper nach der Straße Aiguillerie.

Das Resultat der Verfolgung konnte keinen Augenblick zweifelhaft bleiben, denn die Menge gewann schon Terrain, und der Kutscher würde seine Pferde nicht zu einem schnellern Laufe haben antreiben können, hätte es sich auch um Millionen gehandelt.

Herr Monnerot wiederholte bereits triumphirend:

„Er ist es! — Wir haben ihn!“

Aber in diesem Augenblick ließ die Vieruhrglocke ihren magischen Ruf vernehmen.

Es war das der Schlag eines Zauberstabes.

Herr Monnerot erschrak, machte Kehrt und eilte in wildem Laufe nach seinem Wagen; die Bauern und die Händler ahmten ihm nach; der Fiaker war für sie nicht mehr vorhanden, denn Jeder und Jede dachte nur an die verlassenen Körbe, an die Gemüsehaufen, welche unbewacht der Plünderung preis gegeben waren.

Herr Monnerot erhielt bei seinem tollen Laufe zwei tüchtige Püffe, und es gab Andere, die noch mehr gemißhandelt wurden, als er.

Bei dem ersten Tone der Glocke hielt der Kutscher, welcher schon wußte, was erfolgen würde, seine Pferde wieder an, um sie in einen ruhigern Gang zu versetzen, welcher ihrem würdigen Alter besser ziemte; friedlich bog er um die Ecke der Straße Saint-Denis und hielt dann mitten auf dem Markte vor jenem sechsstöckigen Hause, auf dessen Dache ein Taubenschlag ist.

Die Geschäftswelt war eben von dem gewaltigsten Eifer ergriffen.

Man kaufte und verkaufte mit Wuth gegen Faustschläge und gegen baar Geld.

Die Halle gewährte den Anblick eines rasenden Handgemenges.

Alle Mörder des Weltalls hätten in diesem Augenblick vorüber gehen können, ohne daß Jemand auf sie geachtet haben würde.

Der Schlag des Fiakers öffnete sich; das Nußknacker-Gesicht stieg vorsichtig aus und zog den Klingelzug zum sechsten Stock.

Nachdem die Thür des Hauses geöffnet war, stieg auch der schöne junge Mann mit dem Strohhute aus.

„Treten Sie ein, mein Reisegefährte," sagte Herr Privat zu ihm, nachdem er den Kutscher bezahlt hatte; „was ich Ihnen vorhergesagt hatte, ist von Wort zu Wort eingetroffen; wir haben uns früher wieder gesehen, als Sie dachten; Sie haben nicht gefunden, was Sie suchten, aber haben gefunden, was Sie nicht suchten. — In Paris ist das Leben mehr, als sonst irgend-

wo eine Lotterie: wer weiß, ob Sie nicht jetzt das große Loos in der Tasche haben?"

Er schloß die Thür hinter Tanneguy, der vor Staunen nicht wußte, was er sagen sollte, während der Fiaker langsam in der Richtung nach dem Quai fortfuhr.

---

## 17. Der Mann ohne Arme.

Im obersten Stock des sechsstöckigen Hauses, welches dem Kinderbrunnen in der Straße Saint Denis gegenüber stand, war eine kleine enge und jämmerliche Wohnung, die armselig ausgestattet war und aus einer Küche und drei Räumen bestand.

Die Küche war durch einen Vorsaal von den übrigen Räumen getrennt; in der Mitte ihrer Decke hatte sie eine mit einer Fallthür verschlossene Oeffnung, welche nach dem Taubenschlage führte, von dem uns Herr Privat mit so großer Selbstgefälligkeit erzählt hat.

Die Küchengeräthschaften bestanden lediglich in zwei oder drei irdenen Töpfen; zwischen dem Herde und der Wand stand ein Gurtenbett; dem Bette gegenüber wackelte ein Tisch auf seinen ungleichen Füßen.

In dem Augenblick, in welchem wir einen Blick in diese Küche werfen, lagen auf dem erwähnten Tische mehre verschiedenartige Gegenstände: Stricke von verschiedener Stärke, Brettchen, kleine Stöcke, eine elastische Feder von Kupfer, Nägel, ein Hammer und verschiedene andere Werkzeuge.

Mitten zwischen allen diesen Dingen befand sich der Stein,

welchen wir den Mann ohne Arme an seinem Halse tragen sahen, als er in das Gemach des Commenthurs kam.

Und da war auch er, der Mann ohne Arme, völlig entkleidet bis auf das Hemd, welches auf seinen verstümmelten Schultern hing.

Er saß auf einem Bunde Stroh vor dem Tische und überließ sich mit Eifer seiner Arbeit.

Welche Arbeit war denn diesem armen Unglücklichen möglich?

Man hat schon Wunder gesehen, welche durch den Willen, die Geduld und die moralische Kraft bewirkt sind.

Wenn irgend eine fixe Idee von dem Gehirn eines Menschen Besitz genommen hat, dann verleiht sie auch demselben eine gewisse magische Kraft, welche das Dasein des Unmöglichen leugnet und in der unheilbarsten Schwäche die gewaltigste Kraft findet

Und unerklärlicher Weise werden gerade dann die größten Wunder vollbracht, wenn der Geist eben so krank ist, wie der Körper.

Zwanzig Jahre waren verflossen, seit Roland Montfort, der seines rechten Armes bereits beraubt gewesen war, auch den linken in dem blutigen Loche verloren hatte.

Er war zu jener Zeit ein wackerer und muthiger junger Mann, kräftig und edel, wie ein Löwe.

Was war seitdem aus ihm geworden?

Wohin hatte ihn sein Elend und seine Noth geführt?

Roland Montfort hätte das vielleicht selbst nicht sagen können.

Das Licht, welches auf seinem Tische brannte, warf seinen

hellsten Schein auf seine eingesunkenen Schläfe und auf seine Stirn, unter welcher der Verstand bisweilen erloschen schien.

Es ist wahr, daß dann und wann ein lebhafter Blitz des Verstandes aus seinen Augen leuchtete; und andere Male wieder senkte sich sein Haupt schwer und wehmüthig auf die Brust, wenn sein Blick gewissen Gegenständen begegnete, die über seinem Bette an der Wand hingen.

Es waren das ein gekrümmter Säbel, Epaulettes von rother Wolle und ein Soldatenrock, an dessen Aermeln die Borden eines Sergenten blitzten.

Eine armselige Trophäe das, die ihm von den Jahren seiner Jugend erzählte!

Und doch auch eine liebe Erinnerung, die ihm das Herz zerfleischte und von der er sich nicht zu trennen vermochte!

Es gibt Lebensläufe, die ein langes Märtyrthum sind und mit Bestimmtheit den Gedanken in uns wach rufen, daß es ein anderes, ein vergeltendes Leben im Jenseits geben muß!

Seit jenem Tage, an welchem Roland aus seinen Träumen erwacht war, seit jenem Tage, an welchem er Genovefa in den Armen seines Bruders Filhol hatte weinen gesehen, vermochte er sich nicht einer einzigen Freude mehr zu erinnern.

Wir kennen seine Geschichte bis zu dem Tage, an welchem die Doppeltaufe stattfand.

Nach der Taufe hatte man ihn in das Gefängniß geworfen; die Aerzte hatten ihm Hoffnung gemacht, daß er an der Amputation seines linken Armes sterben werde; allein er hatte die Amputation überlebt.

Ein Jahr später hatten sich die Thüren seines Kerkers geöffnet und man hatte ihn, obgleich er ohnmächtig am Körper,

wie am Geiste war, auf die Straßen der Stadt Vannes hinausgeworfen.

Mögen jedoch unsere schönen Leserinnen nicht befürchten, daß sich unsere Biographie noch sehr in die Länge ziehen werde: wir wissen nur noch eine Thatsache aus Rolands Leben anzuführen, nämlich die, daß er der Packesel des kleinen Advocaten geworden war.

Und das war reines Mitleid von Seiten des Herrn Privat, denn Roland Montfort war der unnützeste von allen Bedienten.

Welcher geheimnißvollen Arbeit überließ er sich denn in dieser Nacht, er, dem sein Herr alle Tage zu dienen gezwungen war?

Mit Hilfe seiner nackten Füße, deren durch Uebung gelenk gewordene Zehen so gut wie möglich die Stelle der fehlenden Hände vertreten mußten, gelang es ihm, nach unerhörten Mühen die auf dem Tische liegenden Brettchen mit einander zu verbinden.

Es war das eine Art Maschine, die er mit Zähnen und Zehen herzustellen unternommen hatte.

Aber Gott weiß, wie langsam seine Arbeit vorrückte!

In jedem Augenblick zeigte sich ein unvorhergesehenes und unüberwindliches Hinderniß, welches er zu umgehen suchen mußte.

Dann quälte Roland sein Gehirn ab, dann strengte er seinen mit einem Male wieder erwachenden Verstand an und kämpfte mit dem Eifer eines Mathematikers, der sich in den Kopf gefaßt hat, die Quadratur des Kreises zu beweisen.

Wie oft hatte er nicht in seinen einsamen Nächten, wenn

sein Herr meinte, daß er schlafe, die stets ungenügend bleibende Maschine mit dem Fuße wieder zerbrochen!

Wie oft hatte er nicht mit flammendem Blick und mit Schweiß vor der Stirn seine endlose Arbeit wieder von Neuem begonnen!

Wenn er bisweilen, der Ermüdung erliegend, in seiner Arbeit innehielt und der Schlaf ihn ergriff, dann fuhr er auch bald erschreckend wieder aus demselben empor, weil eine bleiche Erscheinung im Traume vor seinen Blicken vorüber gezogen war.

Und beim Erwachen sagte er dann:

„Genovefa! Genovefa! verzeihe! — Ich weiß wohl, daß alle meine Stunden Dir geweiht sind, und daß ich Dich rächen muß. — Ich werde nicht wieder einschlafen, Genovefa, bis zu dem Tage, an welchem ich Dich gerettet haben werde.“

Um einen freien und von zwei kleinen vertikalen Säulen getragenen Punkt drehete sich ein viereckiges Brettchen; eine Schnur war an dem einen Ende dieses Brettchens befestigt. Das waren das Element und die Basis von Rolands Mechanismus.

Die Nebentheile, welche ihm so viele Mühe machten, bezweckten die dauerhafte und genaue Befestigung des Mechanismus auf einer ebenen Fläche, unter einer Decke oder unter einem Gewölbe, je nachdem es das Bedürfniß mit sich bringen würde.

Es war nämlich eine Kriegsmaschine, welche Roland construirte, und man hat es nicht immer in seiner Macht, das Terrain zu wählen, auf welchem die Schlacht geliefert werden soll.

In dieser Nacht ging Alles auf das Beste.

Die Auslösung drehete sich bei der geringsten Bewegung und Roland, der Zähne und Zehen nicht schonte, hatte endlich

an der Spitze des Mechanismus einen dauerhaften Haken angebracht.

Er erhob sich, um den Schweiß seiner Stirn an den Tüchern seines Bettes abzutrocknen.

„Er wird fallen, wie es sein muß!" murmelte er, indem er seinen Stein mit liebevollem und zufriedenem Blick anschaute; „und es ist der rechte Stein — die Prophezeiung kann nicht lügen."

Als er zu dem Tische zurückkehrte, um noch ein Mal das Spiel seines Mechanismus zu versuchen, vernahm er das Klingeln der von dem Advocaten gezogenen Glocke.

Sein Aussehen änderte sich; er zog eine leere Kohlenkiste herbei und verbarg in dieser sein Werk mit einer Schnelligkeit, deren man ihn nicht hätte für fähig halten sollen.

Dann schob er schnell die Kiste unter das Bett, verbarg die Stricke, die Holzstücke, die Werkzeuge und den Stein unter dem Holze, welches zum Küchengebrauch diente, und warf sich dann auf sein Bett, nachdem er zuvor das Licht ausgelöscht hatte.

Fast in demselben Augenblick wurde an die Thür des Vorsaales gepocht.

Roland ergriff mit seinen Zehen einen Ring, der sich zu Füßen seines Bettes befand, und zog eine Schnur.

Die Thür öffnete sich.

„Bleib ruhig liegen," rief Herr Privat auf dem Vorsaale. „Ich habe Alles, dessen ich bedarf."

Roland Montfort hörte, daß der kleine Advocat von außen einen Riegel vor seine Thür schob, und lauschte nun noch aufmerksamer.

„Wer mag denn bei ihm sein?" fragte er sich.

Sonst war es die Gewohnheit des Herrn Privat nicht, Fremde in seine Wohnung mitzubringen.

Roland verließ sein Bett und schlich an die Thür, aber Herr Privat war bereits nicht mehr auf dem Vorsaale.

Er hatte unsern Freund Tanneguy in ein ziemlich großes Zimmer treten lassen, welches ganz voll von bestaubten Actenstücken lag und in welchem es ungemein dumpf roch.

Zwischen zwei Bücherschränken von Tannenholz stand ein ziemlich gutes Bett, auf welches Herr Privat sogleich zuschritt.

„Nun, mein Reisegefährte," sagte er dann in einer heitern Stimmung, „morgen werde ich Ihnen meine Tauben und alle übrigen Schönheiten meiner Wohnung zeigen. — Wir haben da oben eine prachtvolle Aussicht und eine vortreffliche Luft, welche fortwährend durch die frischen Gemüse gereinigt wird, die uns aus den tributpflichtigen Provinzen zugeführt werden. — In diesem Augenblick können wir jedoch nichts Besseres thun, als daß wir ein gutes Schläfchen machen. — Ohne Compliment! ich habe noch nie einen wackern Burschen so vollkommen stumpfsinnig aussehen gesehen, wie Sie!"

Tanneguy betrachtete mit erstauntem Blick den kleinen Advocaten, als hätte er sich die Aufgabe gestellt gehabt, die Bemerkung desselben zu rechtfertigen.

„Helfen Sie mir," sagte Herr Privat, der sich eines Lächelns nicht erwehren konnte.

Nicht ohne Vorsicht — denn er war ein ungemein ordnungliebender Mann — nahm er dann die Betten aus der Bettstelle und faßte die obere Matratze bei dem einen Ende an,

während er Tanneguy einen Wink gab, sie an dem andern Ende anzugreifen.

Tanneguy gehorchte.

Herr Privat verließ das Zimmer, ging über den Vorsaal und öffnete die Thür eines kleinen, vollkommen leeren Stübchens, auf dessen Fußboden er die Matratze legte.

Dieses Stübchen befand sich gerade der mit einem Glasfenster versehenen Küchenthür gegenüber.

„Legen Sie sich vollkommen bekleidet da drauf, mein Reisegefährte," sagte Herr Privat; „wenn man zwanzig Jahre ist, so bedarf man keines Federbettes. — Ich wünsche Ihnen eine gute Nacht und werde nun an meine Geschäfte gehen."

„Mein Herr! mein Herr!" rief Tanneguy, der in diesem Augenblick ein Wenig Geistesgegenwart wieder gewann. „Ich bitte Sie, sagen Sie mir —"

„Nicht ein Sterbenswörtchen!" fiel ihm der kleine Mann in die Rede. „Ich habe ohnedieß schon zu viel Zeit mit Ihnen verloren. Ihr gehorsamster Diener!"

Er ging schnell aus dem Stübchen und machte die Thür hinter sich zu.

Tanneguy blieb in einer vollkommenen Dunkelheit allein. Er preßte beide Hände vor seine Stirn, denn er glaubte in diesem ersten Augenblick, in welchem er sich von aller Welt verlassen sah, den Verstand verlieren zu müssen.

Seit dem Augenblick, wo er inmitten jener neugierigen und feindseligen Menge an eben der Stelle erwachte, wo er den leblosen Körper seines Bruders Stephan gesehen hatte, waren die unerwartetsten Abenteuer mit einer so seltsamen Schnelligkeit auf

einander gefolgt, daß er sich von einer Art Rausch oder Taumel ergriffen gefühlt hatte.

Der hell erleuchtete Garten der Marquise, die Accorde der heitern Musik, die prachtvoll geschmückten Damen und unter ihnen das schöne junge Mädchen, das er in seinen Träumen verfolgte, der Commenthur Malo, Herr von Feuillans, der Herr des Schlosses Ohneland; dann die Soldaten, welche mit einem Male erschienen waren und ihn ergriffen hatten, die beleidigenden Blicke des auf der Straße versammelten Volkes, das Gefängniß in der Schaarwache, der Knabe, welcher so unerwartet in seinen Kerker eingedrungen war, mit bekannter Stimme und in der Mundart seines Vaterlandes zu ihm gesprochen hatte, der Fiaker, welcher hinter einem großen von einer Kuppel überragten Gebäude hielt und in welchem Herr Privat ihn erwartete — das Alles wirbelte in seinem Kopfe und verwirrte sich in seltsamer Weise.

„Beeilen Sie sich!" hatte Herr Privat mit seiner dünnen Stimme gesagt, indem er den Schlag des Fiakers öffnete.

Der unbekannte Knabe hatte seine Mütze abgezogen und dabei die dichten Locken seiner langen kastanienbraunen Haare gezeigt.

War es da nicht Tanneguy vorgekommen, als hätte er das schelmische Gesicht der kleinen Bevette gesehen, deren alte Mutter gleich hinter dem Pfarrgarten in dem Dorfe Orlan wohnte?

Allein es war dort kein anderes Licht, als dasjenige, welches von den qualmenden Laternen des Fiakers ausging.

Eine Täuschung war also gar leicht.

„Was soll ich dem Fräulein Olympia sagen?" hatte der Knabe oder das junge Mädchen gefragt.

„Daß sie der Frau Gräfinn mittheile, ich würde den Burschen da in meine Wohnung mitnehmen," hatte Herr Privat geantwortet.

Der Fiaker hatte sich in Bewegung gesetzt, und von dem Dome der Invaliden bis zu den Hallen hatte Herr Privat nicht ein Mal wieder den Mund geöffnet.

Nun fühlte sich Tanneguy wie in einem neuen Gefängniß in diesem verschlossenen Zimmer, dessen dunstige Luft seinen Athem beengte; er hätte sich bewegen, er hätte entfliehen mögen, aber schon bei dem ersten Schritte, welchen er in der tiefen ihn umgebenden Finsterniß that, fühlte er sich entmuthigt.

Da sank er denn auf seine Matratze nieder; der Gedanke an seinen Bruder Stephan wurde wieder bei ihm wach und seine Augen füllten sich mit Thränen.

Die schöne Erscheinung, welche ihn aus seinem Dorfe gelockt hatte, mußte ihm natürlich ebenfalls in dieser Stunde des Fiebers erscheinen, und sie erschien, aber gleich einem jener glitzernden Sternchen, die an dem Gewölbe des Himmels funkeln, die in der Nacht leuchten, ohne sie zu erleuchten und durch ihren Gegensatz das Dunkel nur um so dunkler erscheinen lassen.

Tanneguy's Herz wurde noch mehr beengt; der Gedanke an Valeria gesellte sich in seinem Geiste mit einem unheimlichen Grausen.

Hatte er sie nicht bleich und kalt mitten unter den Damen stehen gesehen, welche die Stätte betrachteten, da Stephan niedergesunken war?

Seine durch die Ermattung schwer gewordenen Augen schlossen sich.

Er war erst zwanzig Jahr, und in diesem Alter hat jeder

Schmerz das Vorrecht, in dem Schlafe eine Beruhigung zu suchen.

Und in dem Augenblick, in welchem seine Glieder erschlafften und seine Gedanken sich verwirrten, bevor sie erloschen, da war es nicht das Bild der Geisterschwester, welches über seinem Lager hinwegschwebte.

Er sah den Anger von Treguern mit seinen alten buschigen Weiden und seinem niedrigen Rasen, auf welchem die Zwergkamille blühte.

Jenseits eines Grabens saß ein junges Mädchen, ein Kind mit der weißen Mütze der Bäuerinnen des Morbihan, oder vielmehr ein Engels-Gesicht mit großen wehmüthigen Augen, die zu Gott hinan zu blicken schienen.

Und dieses junge Mädchen war in tiefe Gedanken versunken.

Seine Blicke schienen jenseit des irdischen Horizonts die entschwundenen Träume einer keuschen Liebe wieder zu suchen.

Sein Busen wogte unter den züchtig über einander geschlagenen Zipfeln des weißleinenen Halstuches.

Eine Thräne zitterte an seinen Wimpern.

Es pflückte aus dem feuchten Grase eine Maaßliebe und betrachtete sie einen Augenblick, ehe sie das kindliche Orakel zu befragen wagte.

Aber es mußte wissen!

Das junge Mädchen entblätterte langsam das weiße Blümchen.

An der Bewegung seiner Lippen errieth Tanneguy, daß es sagte:

„Liebt er mich? — Liebt er mich nicht? — Liebt er mich?“

Als das letzte Blatt fiel, erhob das Mädchen lächelnd sein freudestrahlendes Antlitz.

Es faltete seine Hände und sein glühendes Gebet stieg zu dem Throne der Himmelskönigin empor.

Tanneguy bewegte sich auf seinem Lager; Freude erfüllte sein Herz, aber auch Gewissensplagen bestürmten dasselbe.

Dieses junge Mädchen war es, das er verlassen hatte, um dem trügerischen Irrlicht nachzulaufen.

Zum Glück hatte das Blümchen geantwortet:

„Er liebt Dich!"

Gutes kleines Blümchen! Du kanntest das Herz unsers Tanneguy besser, als er selbst es kannte

Seine Lippen öffneten sich und er flüsterte, schon träumend:

„Sie hat Recht, Marcella — ich liebe Dich — ich werde Dich stets lieben!"

---

## 18. Die Acten des Herrn Privat.

Das war doch ein Mann, der nicht von Liebe träumte, dieser Herr Privat! ein Mann, um dessenwillen kein Mädchen die Gänseblümchen des Angers befragte.

Gott soll mich leben lassen! Streusand auf nasse Tinte, blasse Tinte auf grau Papier, das sind schöne Sächelchen und riechen eben so schön, wie die Blumen.

Er saß in seiner Arbeitsstube.

Mehr um der Ersparniß willen, als aus dem Bedürfniß der Bequemlichkeit hatte er seinen schönen Ball-Anzug abgelegt. Ein grauer Schlafrock, der ihm getreulich seit den Tagen seiner Jugend gedient hatte, umgab seinen klapperdürren Torso, und die spitze Mütze hatte ihren Posten auf seinem Schädel wieder eingenommen.

Er saß an seinem großen Tische, mit dem Gesicht dicht vor dem Lichtschirm der kleinen Lampe; um ihn waren Actenhefte aufgehäuft, wie vor wenigen Augenblicken noch der Kohl und die Rüben auf dem Pflaster der benachbarten Straßen.

Da befand er sich in seinem Element, das war der Mittelpunkt seiner Bewegung; seine blinzelnden Augen überschauten

dieses bunte Durcheinander verstaubter Schmieralien, und mit dem Ausdruck innigster Zufriedenheit schaute er von dem einen Actenstoße zum andern.

Solche Zufriedenheit mag etwa der Geizhals fühlen, wenn er mit seinen Händen unter den Goldstücken des gefüllten Kastens wühlt.

„Es wäre offenbar der einfachste Weg gewesen," sagte er und schob die Brille auf die Stirn, um seine ermatteten Augenlider zu reiben, „wenn man meinen Reisegefährten Tanneguy in den Händen der Justiz gelassen hätte. Dieses Mal würde sich die Wahrheit Bahn gebrochen haben. — Und wenn man die Sache genau nimmt, so bin ich auch gar nicht der Sklav dieser Zauberinn. — Ich habe keine Liebschaft, so viel ich weiß, und glaube auch nicht an Gespenster. — Wenn die schöne Olympia mir nicht sagt, was ich wissen will, so ist es noch immer Zeit, die Sache wieder ins alte Gleis zu bringen. Das wäre schlimm für meinen Reisegefährten!"

Er nahm von dem Tische ein Register von bedeutendem Umfange, das von dem vielen Gebrauche ganz abgegriffen und glänzend geworden war.

Er blätterte rasch in demselben und murmelte dabei:

„Meine seit zwanzig Jahren gesammelten Bemerkungen! Wie viele Versuche! wie viele thörichte Hypothesen! Aber ich bin dem Faden gefolgt und stehe jetzt ganz nahe an der Thür des Labyrinths!"

Er tauchte seine Feder in die Tinte und schrieb auf die letzte schon halb gefüllte Seite etwa zwölf Zeilen; ohne Zweifel die kurze Uebersicht dessen, was er während des letzten Tages erfahren hatte.

Dann klappte er das Register wieder zu, streckte seine beiden Beine unter dem Tische aus und schlug die Arme über einander.

„Recapituliren wir nun!" sagte er dann. „Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts constituirte sich in England eine Gesellschaft, um zwei Gefühle auszubeuten, welche uns am lebhaftesten durchdringen: die Liebe des Familienvaters und die ehrgeizige Selbstsucht. Diese Gesellschaft, welche sich die Danaë-Gesellschaft nannte, zur Erinnerung an den Goldregen, welcher einst die Mutter des Perseus verführte, bot den Einen Versicherungen für den Fall des Todes, den Andern die verlockenden Aussichten einer Leibrente. Zu den Erstern sagte sie: „Wenn Ihr sterbt, so werde ich Euern Kindern Brot geben," zu den Andern: „Lebt nur recht lange und ich werde Euch reich machen!" Ein junger Mensch, welcher Seminarist war und sich Gabriel nannte, brachte in das arme Dorf Orlan eine englische Zeitung, welche die pomphafte Ankündigung dieses neuen Unternehmens enthielt. Dieser junge Mann wurde ein Freund des letzten Treguern; der letzte Treguern begab sich eines schönen Tages nach London, um seinen Nachkommen für den Fall seines Todes die Summe von hunderttausend Franken zu sichern. Während dieser Reise setzte sich der Seminarist Gabriel in Verbindung mit einem vermittelnden Agenten und versicherte sich ein Kapital gegen einen Jahres-Beitrag von hunderttausend Franken!"

Hier machte Herr Privat eine Pause und blies seine Wangen auf.

„Dieser Gabriel war kaum volljährig, als er jenen Gedanken faßte! — Er war also ein geborner Hallunke!"

„Gabriel," fuhr er dann fort, nachdem er verschiedene Blätter seines Registers nachgesehen hatte, „Gabriel hatte nicht einen Pfennig im Vermögen, und sein erster Beitrag sollte am 16. August 1800 gezahlt werden. — Filhol von Treguern kehrte in sein Vaterland zurück und vollbrachte etwas, das in unsern ruhigen Zeiten für unwahrscheinlich gehalten werden könnte, aber während der Unordnung, in welcher sich unsere Provinzen nach dem Falle des Königthums lange Jahre befanden, nur ein kühner Streich war. Mit Hilfe Gabriels, der in dem Pfarrhause von Orlan wohnte und in mehr, als einer Weise, behilflich werden konnte, stellte sich Filhol im Monat September 1799 todtkrank. Gabriel bestätigte seinen Hintritt in dem Kirchenbuche, und Filhol, der sich in der Nähe des Schlosses Treguern verborgen hielt, erwartete, daß die englische Gesellschaft das für den Fall seines Todes versicherte Kapital auszahlte.

„Das dauerte lange, denn der Krieg erschwerte alle Verbindungen zwischen den beiden Ländern.

„Endlich, und auf wiederholte Anmahnungen von Seiten Gabriels, welcher als Testamentsvollstrecker von dem Grafen Filhol bestimmt war, unternahm ein Agent der Danaë die Ueberfahrt über das Aermelmeer und langte am 15. August des Jahres 1800 in der Stadt Redon an.

„Es waren zehn Monate vergangen, seit man den leeren Sarg, welcher nach der Meinung des Volks die irdischen Reste des letzten Treguern enthielt, in die Erde gesenkt hatte; während dieser Zeit hatte Genovefa le Hir, die Gemahlinn des Grafen Filhol, denselben in seinem Versteck besucht, war Mutter geworden und gebar in eben jener Nacht vom 15. auf den 16. August ein Kind von männlichem Geschlecht.

„Das Alles ist so klar, wie der Tag!" unterbrach sich Herr Privat abermals; „Gabriel ermordete Filhol von Treguern, um die hunderttausend Franken des Engländers zu bekommen und seinen ersten Jahresbeitrag zu zahlen. Dann folgte die Doppeltaufe und der Austausch der beiden Kinder, als hätte jener Gabriel dem Geschlechte Treguern, welchem er die Gegenwart geraubt hatte, auch die Zukunft unmöglich machen wollen. Der gegen Roland Montfort, welcher des Mordes angeklagt war, eingeleitete Prozeß brachte mich auf die Spur dieser Ehrlosigkeiten, und seitdem verfolge ich Schritt für Schritt den Lebenspfad des ehemaligen Seminaristen Gabriel. Ich habe die moralische Ueberzeugung, daß Herr von Feuillans jährlich ein Verbrechen begangen hat, um sich die hunderttausend Franken zu verschaffen, deren er bedurfte. Diese lange Kette von Mordthaten, welche mit der Ermordung Filhols von Treguern beginnt, endet mit der Ermordung Stephans von Treguern, des Sohnes eben jenes Filhols, wenn nämlich bei der Taufe wirklich eine Vertauschung der Kinder stattgefunden hat.

„Filhol war Gabriels Freund; er starb eines gewaltsamen Todes; Jerome Clement war Gabriels Freund; er hatte dasselbe Loos, wie Filhol; Johann Maria Worms, der cölner Juwelier, war gleichfalls ein Freund von Gabriel, der Marquis von Castellat auch — Laurence von Treguern war Gabriels Braut — und die alle waren reich, sind alle unter demselben Datum gestorben!

„Und Gabriel, der keine bekannten Hilfsquellen besaß, zahlte stets mit größter Pünktlichkeit den jährlichen Beitrag von hunderttausend Franken!

„Ein Kind könnte die richtigen Schlüsse aus diesen Thatsachen folgern.

„Aber da ergibt sich noch etwas Anderes, was nicht nur den Verstand eines Kindes übersteigt, sondern auch alle Grenzen der menschlichen Vernunft überschreitet.

„Jene Todten leben! Warum haben sie nicht selbst ihre Rechte geltend gemacht?

„Und wenn sie Gespenster sind — denn der Verstand wird einem irre bei diesen namenlosen Seltsamkeiten — warum rächen sie sich dann nicht?

„Warum schweigt Malo von Treguern, da er doch Alles weiß? Warum schließt Valeria, dieses seltsame junge Mädchen, das in Alles eingeweiht scheint, so hartnäckig den Mund?"

Herr Privat verwirrte sich mehr und mehr in diesen Fragen, deren Beantwortung ihm unmöglich war, als er plötzlich zusammenschrak, denn eine Hand hatte sich auf seine Schulter gelegt.

Er wandte sich um und sah Fräulein Olympia von Treguern vor sich stehen.

„Valeria!" rief er aus, „ich hatte mir eben gewünscht, mit Ihnen sprechen zu können."

Der Schein der Lampe erbleichte vor den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne.

„Bst!" machte das junge Mädchen und legte einen Finger auf seinen Mund, „die Gräfinn Torquati ist dort —"

„In Tanneguy's Zimmer?"

„Ich hatte nicht erst nöthig, ihr den Weg zu zeigen," antwortete Olympia von Treguern mit einem schwermüthigen Lächeln, durch welches sie noch schöner wurde.

Als Herr Privat das Wort wieder nehmen wollte, unterbrach sie ihn mit einem Wink und sagte:

„Ich habe Sie bereits verstanden. Sie wollen mich fragen, warum alle jene Opfer die Sorge für die Rache vergessen haben? — Sie wissen also nicht, daß sie noch mehr gethan haben? Der Weg des Mörders war mit Hindernissen bedeckt, und diese Hindernisse sind vor seinen Schritten verschwunden —"

„Wirklich!" stammelte der gute Mann.

„Und ist nach dem Verbrechen je eine Spur geblieben? — Fand sich nicht stets eine geheimnißvolle Hand, welche den Leichnam hinweg nahm und selbst die Blutspuren vertilgte?"

„Das ist wahr!" sagte abermals der kleine Mann.

Olympia von Treguern blickte ihn fest an.

„Mögen sie todt sein oder leben," sagte sie, „so ist gewiß, daß sie ein bestimmtes Ziel verfolgen, und wehe dem, der es wagen könnte, ihnen in den Weg zu treten. Man hatte mir ein Mal gesagt: „Wähle zwischen Deinem Bruder und Deinem Geliebten!" und mein Herz empörte sich — ich weigerte mich in meinem blinden Stolz — ich wollte sie beide, den Einen durch den Andern, retten. Die Folge war, daß ich sie beinahe beide, den Einen durch den Andern, vernichtet hätte."

„Wer jedoch weder einen Geliebten, noch einen Bruder hat —" begann Herr Privat.

Valeria trat einen Schritt näher und ihre Hand lastete noch schwerer auf seiner Schulter.

„Sie haben uns geliebt," sagte sie langsam, „und der Laune Ihrer Neugierde liegt eine gewisse ritterliche Selbstopferung zu Grunde. — Schon zwei oder drei Mal haben Sie denen Hindernisse in den Weg gelegt, denen ich diene. Wenn Sie von

denselben noch ein Mal auf dem Wege betroffen werden würden, welchen sie wandeln, so würde ich Sie nicht wieder retten können."

„Glaubt man mich erschrecken zu können?" rief der kleine Advocat aus und schien bereit, sich zu widersetzen.

„Wollen denn Sie verhindern, daß das geschehe, was Recht ist?" fragte Valeria, ohne ihre Ruhe zu verlieren. „Sie wissen zu viel, als daß Sie mir nicht glauben sollten, wenn ich Ihnen sage, daß unter gewissen Verhältnissen, welche sich zu weit von den Gleisen des alltäglichen Lebens entfernen, die gewöhnlichen Zugänge, die gesetzlichen Zugänge verschlossen sind. — Herr von Feuillans würde vielleicht als Sieger aus einem gerichtlichen Kampfe hervorgehen, in welchem kein materieller Beweis gegen ihn vorliegt —"

„Vielleicht!" sagte der kleine Mann, dessen Begeisterung bei dem Gedanken an einen solchen Kampf wieder zu erwachen begann.

Valeria's Augen leuchteten.

„Jene haben aber nicht zwanzig Jahre geduldet und gekämpft," sagte sie, „um zu einem jämmerlichen Vielleicht! zu gelangen. Es ist nicht die Hoffnung, deren sie jetzt bedürfen, sondern die Gewißheit. Ich bin eine Treguern," fuhr sie dann nach einem kurzen Schweigen fort und während Herr Privat nachdachte. „Mein Bruder, welcher da drüben ist und den ich liebe, soll nie erfahren, welche Hände den prachtvollen Palast erbaut haben, in welchem durch ihn der Glanz unsers Namens wieder aufleben wird. — Andere werden ihre Trauer in der Einsamkeit verbergen können, aber unser Tanneguy wird glücklich sein und von Ruhm bedeckt werden! — Hören Sie mich

an," fuhr sie dann abermals fort und richtete ihren schönen Körper um so stolzer empor, als Herr Privat seine Niederlage durch die Bewunderung und Ehrfurcht zu erkennen gab, mit welcher er sie betrachtete, — „hören Sie mich an, und wenn ich Unrecht gethan habe, so mag Gott mich richten. — Die Blicke der menschlichen Gerechtigkeit würden dem Hauch eines bösen Genius gleich die Pracht unsers Traumes verschwinden lassen. — Ich will die menschliche Gerechtigkeit nicht!"

„Aber —" wandte Herr Privat ein, der jedoch schon etwas zaghaft geworden war, „Sie sind noch sehr jung, Valeria! man kann Sie getäuscht haben!"

„Es sind ihrer jetzt vier," entgegnete Olympia von Treguern, indem sie so sprach, als wenn der kleine Advocat im Besitz des ganzen Geheimnisses gewesen wäre; „an dem Tage nach dem Siege können sie uneins unter einander werden, die Selbstsucht kann Feindschaft zwischen ihnen erregen, und an diesem Tage werde ich daher zum Kampfe bereit sein! — Wollen Sie bis dahin für uns oder wider uns sein?"

Herr Privat dachte einen Augenblick nach und fragte dann:

„Was habe ich zu thun?"

Olympia von Treguern reichte ihm die Hand.

„Um die gewaltige Summe zu heben, auf welche Herr von Feuillans durch seinen Vertrag Anrecht hat," antwortete sie, „werden Schwierigkeiten von mancherlei Art zu überwinden sein. Es wird uns nicht an Unterstützung fehlen, und die Regierung selbst wird uns nöthigenfalls Hilfe leisten. Allein Sie können uns mehr nützen, als jeder Andere, da Sie schon seit langer Zeit mit der Versicherungs-Gesellschaft in Verbindung

gestanden haben. Es handelt sich also zunächst darum, daß Sie dem Herrn von Feuillans die zwanzig Millionen verschaffen, welche derselbe zu fordern hat."

Herr Privat schüttelte den Kopf.

„Man vermag nichts mehr gegen einen Mann, der zwanzig Millionen besitzt," sagte er.

„Mit menschlichen Mitteln allerdings nicht," versetzte Olympia von Treguern, „allein die, welche nicht von dieser Welt sind, haben andere Waffen."

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

In das kleine nackte Kämmerchen, in welchem Tanneguy auf seiner armseligen Matratze lag und schlief, fielen die ersten Strahlen der Sonne.

Die Gräfinn Torquati, schön durch ihre Aufregung und die gewaltige Kraft der Mutterfreude, hatte sich über das Lager geneigt und betrachtete Tanneguy mit der ganzen Innigkeit ihrer Liebe.

Von Zeit zu Zeit wandten sich ihre Augen gen Himmel und verriethen den Ausdruck eines leidenschaftlichen Danks.

Sie glaubte sich allein.

Aber hinter der Glasthür, welche nach der Küche führte, lag Roland Montfort auf seinen Knieen.

Er hatte den Vorhang an einer Seite gehoben und blickte nach der Gräfinn, während Thränen in seinen Augen standen.

Man hätte meinen sollen, seine ganze Seele sei in seinen Blick übergegangen und schwebe mit diesem nach der Frau hin, welche sich über die Stirn des schlafenden Tanneguy neigte.

Seine zitternden Lippen murmelten Worte ohne Zusammen-

hang, aber zwischen diesen Worten wiederholte sich oft ein mit unaussprechlicher Zärtlichkeit ausgesprochener Name:

„Genovefa! Genovefa!“

---

## 19. Acht Tage nach Mariä Himmelfahrt.

Seit einer Woche arbeiteten zweihundert Arbeiter, die von Nantes und von Rennes angekommen waren, Tag und Nacht in dem Schlosse Ohneland.

Jeden Morgen sah man Wagen anlangen, welche sammetne Vorhänge mit seidenen Franzen, Möbel, die nach der Aussage der guten Bewohner von Orlan ganz von Gold waren, und mehr Girandolen von Krystall, als zur Erleuchtung der großen Heide nöthig gewesen wären, brachten.

Man hatte nimmer in Orlan geglaubt, daß es so viele schöne Sachen in dem ganzen Weltall gäbe.

Und das Alles kam nach dem schöneu Palaste, welcher sich an der Stelle des alten Schlosses erhob.

Und wenn man die Fuhrleute fragte und die Tapezierer, so antworteten dieselben stets, als hätten sie die Geschichte vom Marquis Carabas wiederholen wollen:

„Das geschieht für den Herrn Graf Gabriel von Treguern!“

Die guten Leute von Orlan fragten nicht, wer der Graf Gabriel sei.

Sie gingen ihres Weges und wünschten Alles, nur nicht den Segen des Himmels, der Geschicklichkeit des falschen Priesters, der sein Plünderungswerk dadurch krönte, daß er selbst den Namen seiner Opfer raubte.

Wenn sie dann aber vor der offenen Thür des Schlosses le Brec vorüber kamen, wo die alterschwache Wittib mit zitterndem Kopfe ihnen erschien, dann wechselten sie ihr Aussehn und nahmen eine lächelnde Miene an.

Die guten Leute der Bretagne sind einmal so: die Furcht besiegt sie, und sie sind stets bereit, dem Teufel zu schmeicheln.

Die Wittib hatte ihr großes Bett mit Verhängen von brauner Serge vor die Thür rollen lassen, um ein Wenig Sonne zu genießen; seit mehren Tagen hatte sie schon an dieser Stelle gelegen und die Hände regungslos über der Decke gekreuzt.

Ihr starres und boshaftes Gesicht zeigte sich zwischen den Spitzen ihrer weißen Mütze, und man wußte recht wohl, daß es keine Gebete waren, die von ihren zitternden Lippen kamen.

Ein Mal war der Rector des Sprengels zu ihr gekommen, um von dem Himmel mit ihr zu sprechen; allein sie hatte ihm verboten, über ihre Schwelle zu treten.

An demselben Tage waren ihr Stallknecht, ihre Hausmagd und alle ihre Arbeiter aus ihrem Dienste getreten, denn jeder erkannte, daß sie bereits mit beiden Füßen in der Hölle stehe.

Selbst Mathelin, der Hirt Mathelin, welcher ihr seit fünf und zwanzig Jahren gedient hatte, schnürte an dem Tage sein Bündel, hängte es auf seinen Stock, schüttelte den Staub von seinen Schuhen und entfloh.

Es war für einen Christen des Bleibens nicht mehr in dem Hause einer Verdammten.

Obgleich sie noch immer reich war, obgleich sie noch immer die Mühle des Wilhelm Fery, den Anger am Flusse, Gärten, Waldung und den Ackerhof Schloß le Brec besaß, so würde die Wittib dennoch Niemand gehabt haben, der ihr die Augen geschlossen hätte, wäre nicht Marcella gewesen.

Aber Marcella war nicht fortgelaufen, obgleich sie eben so treu dem Christenthum war, wie der Stallknecht und die Hausmagd, wie die Arbeiter und der Hirt Mathelin.

Marcella blieb, eben weil sie eine gute Christin war; Marcella diente der alten Frau mit einer engelgleichen Ergebung und nicht ein Mal kam ihr der Gedanke in den Sinn, daß Gott sie für ihren christlichen Eifer bestrafen könne.

Wittib le Brec belohnte sie dafür mit Schimpfworten und Hohn.

Obgleich bereits mit einem Fuße im Grabe, wußte sie doch noch das arme Kind an der verwundbarsten Stelle des Herzens zu treffen, und ihre schon gelähmten Lippen fanden noch oft die Kraft, sich zu öffnen und Marcella die unerbittlichen Worte zuzurufen:

„Er ist fortgegangen, um der zu folgen, welche er liebt. Er hat Dich vergessen und Du wirst ihn nicht wiedersehen."

Marcella ging dann, in ihrem Kämmerchen zu weinen und sich vor dem kleinen Bilde der heiligen Jungfrau, welches die Wittib nie zu sehen bekommen hatte, auf die Kniee niederzuwerfen.

Es war am achten Tage nach Mariä Himmelfahrt.

Die Bauern, welche aus der Vesper zurückkehrten, sahen

eine lange Reihe von Kutschen den Weg dahin fahren, welcher über die große Heide führt.

Der Kutschenzug reichte von Wilhelms Mühle bis auf den Weg an den Rainweiden.

Man stellte sich an beiden Seiten des Weges auf, die ungewohnte Erscheinung zu betrachten.

Denen, welche fragten, was das wäre, wurde geantwortet:

„Der Herr Graf Gabriel von Treguern wird von morgen an sein Schloß bewohnen und sendet seine Kutschen voran."

Dieser Graf von Treguern mußte also wohl reicher sein, als der König!

Ja gewiß, und weit reicher!

Er war der Herr von Allen; das ganze Land gehörte ihm, von dem Oust bis an die Vilaine.

Er hatte zu dem Preise, welchen man verlangte, alle Besitzungen zusammen gekauft, welche vordem die Herrschaft des großen Ritter Tanneguy ausgemacht hatten.

Von jetzt an mußten alle Meier in dem Dorfe Orlan ihm ihren Pacht zahlen.

Daher sprach man auch mit Vorsicht, denn man muß leben und seiner Familie das Brot erhalten.

Während die Kutschen vorüber fuhren, sagte Vater Michelan, indem er mit dem Auge blinzte und mit seinem kahlen Haupte wackelte:

„Das ist gute Witterung, meine Kinder! Ach verdammt! da wird der Buchweizen gut ansetzen!"

„Was das betrifft, ja," antwortete Mathelin mit derselben geheimnißvollen Miene, „obschon ein Wenig Regen unsern Apfelbäumen auf den Höhen auch nicht übel bekommen würde."

„Und den Wiesen auch nicht," fügte Toinette, seine Frau, hinzu. „Der Grummet vergeht, daß es ein Jammer ist!"

„Ach verdammt! ach verdammt!" rief der Patriarch Michelan aus, indem er den Deckel von seinem Ochsenhorn abnahm, „die Jahre kommen gar nicht mehr so, wie sie früher waren. — Das kümmert Alles, und wenn man nur eine halbe Ernte macht, so muß man schon zufrieden sein. — Solche leidige Aepfel, wie wir sie jetzt auspressen, und die weiter nichts als Gröbst und Schale haben, würden wir in dem Jahre, als ich meine Alte freite, auf den Mist geworfen haben!"

Alle, die über das funfzigste Jahr hinaus waren, gaben mit Kopfnicken ihren Beifall zu erkennen; die jungen Leute trösteten sich, indem sie dachten, daß es vielleicht wieder besser in der Welt werden könne, und daß noch vor ihrem Tode die Aepfel wieder so groß werden könnten, wie sie in den guten alten Zeiten gewesen waren.

Die letzte Kutsche fuhr um die Biegung der Straße; die Bauern traten näher zusammen, und die Masken, welche vorher ihre Gesichter gedeckt hatten, fielen.

Dagegen gab sich jetzt eine allgemeine und deutlich ausgesprochene Unzufriedenheit zu erkennen, ein gewisses Bedürfniß der Empörung, dem sich aber die nothwendige Beimischung abergläubischen Schreckens zugesellte.

„Wenn das nicht himmelschreiend ist!" rief Mathelin aus und ballte seine breiten, kräftigen Fäuste.

„Bst!" machte der Vater Michelan, welcher meinte, daß die Kutschen noch nicht fern genug wären.

Aber die Hausfrauen hatten lange genug ihre Zungen im Zaume gehalten.

„Das ist eine Schande!“ riefen sie alle im Chor.

„Ein Bankert!“

„Ein abtrünniger Pfaffe!“

„Ein Barfuß, den wir noch mit seinem schwarzen Rocke, durch welchen die Ellbogen schauten, auf den Wegen haben herumlaufen gesehen!

Vater Michelan setzte sich am Wege auf die Heide nieder, und die Versammlung umgab ihn.

Der Tag begann zu sinken.

„Wir sprachen davon, wie sich die Zeiten ändern,“ sagte der Greis nachdenkend, „und die Menschen ändern sich ebenfalls! — Erinnert Ihr Euch denn noch an den, welchen wir den guten Advocat von Redon nannten?“

„Privat! — Herr Privat!“ rief der Chor.

„Welcher den armen Roland Montfort um Gottes Willen vertheidigte!“ fügten einige Stimmen hinzu.

Und der ehemalige Sergent Mathurin sagte, indem er näher trat:

„Eine brave Seele, Oheim, oder ich verstehe mich nicht darauf.

„Nun, Mathurin, mein Neffe, Du verstehst Dich also nicht darauf,“ entgegnete der Greis mit Bitterkeit. „Ich sage Dir, daß sich die Menschen ändern. — Dieser Privat ist jetzt das Factotum des Herrn Gabriel.“

Alle gaben ihre Verwunderung zu erkennen.

„So wahr, wie ich Euch das sage,“ fuhr der alte Landmann fort, indem er lebhafter wurde. „Dieser Privat ist es eben gewesen, der für Rechnung des falschen Priesters alle

Grundstücke gekauft und bezahlt hat, aus denen die alte Herrschaft Treguern bestanden hat."

„Ist es möglich?" fragte man in der Runde.

„Und warum nicht?" fragte Vincent Fery, der mit zunehmendem Alter immer philosophischer geworden war, „da es keinen Treguren mehr giebt. . ."

Der alte Michelan blickte ihn fest an.

„Fanchette war Deine Schwägerin," entgegnete er leise; „wenn Fanchette noch lebte, so würde sie zu Dir sagen: „Du lügst, oder Du irrst!'"

Vincent Fery schulterte sich und entgegnete:

„Fanchette wußte ihre rechte Hand nicht von der linken zu unterscheiden, guter Mann. — Ich weiß wohl, wovon Ihr sprechen wollt: aber das ist eben, was Fanchette's Unglück gewesen ist. Treguern hat stets denen Leid gebracht, die ihm zu nahe gekommen sind."

„Ich sage Dir, daß Du schweigst, Vincent Fery!" befahl der ehemalige Sergent Mathurin.

„Oder wenigstens das Warum? angibst!" fügte der Hirt Mathelin hinzu, indem er seine breite Hand auf Vincents Schulter legte.

Der Chor der Frauen verlangte Gehorsam gegen den Befehl der Beiden.

Und von allen Seiten hörte man von Alt und Jung die Worte wiederholen:

„Treguern war ein guter Herr!"

„Und von den beiden jungen Leuten, welche unter uns gelebt haben und nun fortgegangen sind, war mindestens der Eine ein Treguern," bemerkte der Vater Michelan.

„Welcher?" fragte Vincent Fery in einem herausfordernden Tone.

„Der, welcher eines Tages das schöne Haus dort hinten bewohnen wird," antwortete der alte Bauer, indem er seine Hand in der Richtung nach dem Walde ausreckte, „denn in Schlössern müssen Edelleute wohnen, und die Luft, welche man zwischen den Mauern des Schlosses Treguern einathmet, wird den Bastard der Hexe le Brec ersticken!"

Es entstand ein Schweigen, und ein Schauder überlief die ganze Truppe, denn der Greis hatte offenbar in einer prophetischen Begeisterung gesprochen.

Er fühlte das selbst, und da er ein außerordentlich kluger Mann war, so bedauerte er vielleicht, daß er nicht fortgefahren habe, über das Ansetzen des Buchweizens oder über die Abnahme der Aepfel zu sprechen.

Allein der Anstoß war gegeben, und es würde jetzt unmöglich gewesen sein, der Unterredung eine andere Wendung zu ertheilen.

Die seltene Treue der Bretonen ist eine Thatsache.

Außer dieser ehrenwerthen Gesinnung, welche indeß von den Dichtern der Nation vielleicht übertrieben ist, besaßen die Bauern des Dorfes Orlan noch ein abergläubisches und kräftiges Vertrauen zu der Zukunft des Hauses Treguern.

Und kannte man denn die alten Prophezeiungen nicht?

Verhießen sie nicht, daß die Zeit der neuen Blüthe für das alte Haus erscheinen werde?

Aber auch noch etwas Anderes sprach mit.

Mag der bretonische Bauer Recht haben oder Unrecht, so

ist gewiß, daß er den Mittelstand verabscheut; nur den Adel erkennt er über sich an.

Der Emporkömmling, welcher in der Stadt wohnt, ist ihm gleichgiltig; der Emporkömmling aber, welcher die Schlösser des alten Adels kauft, ist ihm verhaßt.

Er sieht in einem solchen Ereigniß eine gewisse göttliche Strafe, welche die ganze Gegend betrifft, er hält sich selbst dadurch für gesunken, und der von einem Bürgerlichen usurpirte Rittersitz ist für ihn ein Rittersitz, auf welchem der Fluch ruht.

Er generalisirt zu sehr.

Der Instinct, welcher absolut bleibt, kann nicht immer gerecht sein.

Der bretonische Bauer glaubt nicht an die Ausnahmen; er glaubt rohen Hochmuth anstatt des Adels zu erblicken, kaufmännischen Wucher, anstatt der Größe; selbst die Frömmigkeit auf Seiten eines Bürgers erscheint ihm als Heuchelei.

Den Luxus, welchen er bei seinem gnädigen Herrn bewunderte, verabscheut er bei dem Neuling.

Für die Bauern des Pfarrdorfes Orlan war aber der sogenannte Graf Gabriel nicht nur ein Bastard, ein meineidiger Pfaffe, sondern sie erblickten auch in ihm den verabscheuten Sieg des Geldes über den Adel.

Daher gab es auch auf der großen Heide nicht zehn Personen, welche nicht bereit gewesen wären, nöthigenfalls Dreschflegel und Heugabel zu ergreifen, um die alten Rechte des Hauses Treguern aufrecht zu erhalten.

Und die feindseligen Worte durchkreuzten sich, und die lebhaftesten Hoffnungen brachen sich Bahn.

„Ist das ein Zufall," fragte der Hirt Mathurin, indem er mit seinen Händen focht, wie ein Besessener, „ist es ein Zufall, der in jeder Nacht das Wappen der Treguern an die Thür des Schlosses Ohneland nagelt? Und ich meine, daß es an Wächtern fehlen wird. Zweihundert Arbeiter sind vom Abend bis zum Morgen wach. Aber die Sache hat noch nicht ein Mal gefehlt: so oft die Sonne aufgeht, sieht man über dem Thore den schwarzen Schleier mit weißen Thränen im Luftzuge schwanken."

„Gestern, als der Abend dämmerte," nahm Toinette Marechal das Wort, „kam ich aus der Beichte zurück und war genöthigt, vor der Thür der le Brec vorüberzugehen. — Ach röchelte die! — Ich setzte meinen Weg fort, indem ich mich bekreuzte, und hütete mich wohl, nach ihr hinzuschauen. Aber doch hörte ich, wie sie während ihres Aechzens und Stöhnens sagte: „Er wird wiederkommen! er wird wiederkommen!""

„Er wird wiederkommen! er wird wiederkommen!" wiederholten die Burschen und Mädchen. „Man hat Stimmen in der Nähe des Heidensteins gehört!"

„Und ich habe den röthlichen Schein in den Spalten des Thränenthurms gesehen," fügte Mathelin hinzu.

„Das Alles ist noch nichts, Kinder," sagte der alte Michelan, welcher eine ernstere Miene annahm und sein Haupt entblößte; „wißt Ihr denn auch, was hinter den Brettern ist, welche einen Theil des Chors in der Kirche verbergen?"

„Nein," wurde geantwortet. „Was ist denn dahinter?"

Der Greis zeigte mit dem Finger nach der Heide und zwar nach der Gegend, wo sich jenes alte druidische Denkmal erhob, das unter dem Namen der Pflanzsteine bekannt war.

„Das sind keine Menschen-Hände gewesen, welche jene Felsen aufgerichtet haben," sagte er mit langsamer Stimme; „zu der Stunde, wenn wir schlafen, wachen die Geister. — Ihr erinnert Euch doch noch an das Grabmal des Tanneguy, welches wir Stein für Stein verschwinden sahen? — Das dauerte neun Wochen, daß der Grabstein des Tanneguy in solcher Weise verschwand, und am neunten Sonntage sah man an der Stelle, welche er hinter dem Altare eingenommen hatte, nur noch eine von Staub ausgefüllte Vertiefung."

„Wir erinnern uns noch wohl gar daran," murmelte man in der Runde, während die Hausfrauen sich bekreuzten.

Indeß war es immer dunkler geworden.

Unter den Versammelten waren bereits mehr, als Einer und Eine, die sich unter den Mantel des heimischen Herdes und hinter den Schutz der verschlossenen Thür wünschten.

„Nun!" nahm der alte Michelan wieder das Wort, „was man in neun Wochen abgebrochen hat, das kann man auch in einer Nacht wieder aufbauen. — An der Stelle des mit Staub gefüllten Loches sieht man jetzt wieder das Grabmal des Tanneguy, wie vordem."

„Und wer hat es wieder errichtet?" fragten einige schüchterne Stimmen.

„Wer hatte es abgebrochen?" fragte dagegen der Greis, anstatt zu antworten.

„Und die fehlende Ecke?"

„Die Ecke fehlt noch immer?"

Es entstand ein Geräusch in den hohen Heidesträuchern, welche jenseit des nach Redon führenden Weges wuchsen.

Der Gedanke an die Flucht kam einem Jeden und einer Jeden in den Sinn, allein man hatte keine Zeit dazu, denn die blühenden Ginsterbüsche bewegten sich schon, und man sah zwischen den ruthenförmigen Zweigen derselben eine jener undeutlichen Nebelgestalten nahen, wie deren so manche durch die Nächte der Bretagne schreiten.

Kaum hatte man bemerkt, daß dieselbe schon auf dem Wege und nur noch zehn Schritte von den guten Leuten war.

Es war ein junges Mädchen, dessen Kleidung in einem weißen Kleide mit flatterndem Leibbande bestand.

„Kann mir Einer von Ihnen sagen, wo ich den finden werde, welchen man jetzt den Grafen Gabriel nennt?" fragte die Erscheinung mit einer so sanften und wehmüthigen Stimme, daß man den Engel der Thränen zu vernehmen meinte.

Niemand hatte den Muth, zu antworten.

„Ich komme, im Auftrage Gottes mit ihm zu sprechen," fuhr die Erscheinung fort, „und es ist nöthig, daß ich ihn finde, denn die Zeit drängt."

Sie setzte ihren Weg fort, und als die wogenden Falten ihres Gewandes bereits im Dunkel der Nacht verschwanden, hörte man eine Stimme, welche das klagende Lied der bretonischen Mütter sang.

Der alte Michelan machte das Zeichen des Kreuzes.

„Habt Ihr sie erkannt?" fragte er.

„Gott sei ihrer armen Seele gnädig!" sagte Mathelin, „es ist eine Todte!"

Und der Name Laurence von Treguern ging von Mund zu Mund.

Jetzt handelte es sich ernstlich darum, das Dorf wieder zu erreichen.

Das zuletzt Vorgefallene hatte das Blut in den Adern Aller erstarren lassen.

Man schmiegte und drängte sich eng an einander.

Man hätte meinen sollen, den Rest einer aufgeriebenen Armee zu sehen, welcher einen gefahrvollen Rückzug versucht.

Der Hirt Mathelin und der vormalige Sergent Mathurin eröffneten den Zug mit ihren festen Stöcken.

Dann kam das erschreckte Bataillon der Frauen und Mädchen.

Zwischen die letztern mischten sich auch die Burschen, aber ohne die jungen Mädchen zu kneipen oder ihnen die heftigen Stöße in den Rücken zu versetzen, welche dort zu Lande als Beweise der Liebe gelten.

Der alte Michelan bildete den Nachtrab, und ihm schlossen sich der Adjunct des Maire und ein Kirchenvorsteher an, welcher im Ruf des kräftigsten Mannes von Orlan stand.

Der Vortrab machte einen großen Umweg, um den Heidenstein zu vermeiden, wo sicherlich die Seelen der Verschiedenen in dieser schrecklichen Nacht Rath hielten.

Als sie in den Hohlweg kamen, welchen der Seminarist Gabriel vordem eingeschlagen hatte, um nach dem Schloß le Brec zu gelangen, sahen sie vier Reiter in wildem Galopp quer über die Felder reiten.

Der Mond stieg hinter den Bäumen des Waldes am Himmel empor.

Sein unbestimmter Schein ließ die Schattengestalten der vier Reiter erblicken.

Derjenige, welcher voran ritt, hatte lange Haare, die weißer waren als Schnee.

Die Reiter verschwanden auf der rechten Seite, in der Richtung nach dem alten Schlosse Treguern.

Die guten Leute von Orlans kamen vor der offenen Thür des Schlosses le Brec vorüber.

Diejenigen, welche muthig genug waren, einen Blick durch die Thür zu thun, sahen die Wittib le Brec, abgehagert, wie ein Gerippe, auf ihrem Bette sitzen und die Arme in der Richtung ausrecken, nach welcher die vier Reiter verschwunden waren.

„Sie sind es! sie sind es!" röchelte sie. „Verflucht sei Treguern!"

Auf der entgegengesetzten Seite des Bettes kniete die kleine Marcella und betete.

Unter den Bauern von Orlan war nicht Einer, dem noch ein Tropfen warmes Blut durch die Adern geronnen wäre.

Jenseits des Angers erstreckte sich die Mauer des Friedhofs gleich einem weißen Gürtel um die Kirche, welche halb verborgen war hinter dem düstern Grün der Eibenbäume.

Der Mond erhob sich und die Steinkreuze wurden hier und da vor dem grünen Rasenhintergrunde sichtbar.

Da mit einem Male erschienen Lichter hinter den Fenstern der Kirche.

Von dem Thurme ertönte langsames und feierliches Läuten, wie es vordem die Bauern der bretonischen Gefilde zum Te Deum zusammen rief, um des Königs Geburtstag zu feiern.

Der Hirt Mathelin und der alte Sergent blieben stehen.

Schritte ließen sich von dem andern Ende des Weges her vernehmen.

Ein Mann kam heran und sagte:

„Platz für Treguern!"

Gehorsam, wie Automaten, stellten sich die guten Leute an den beiden Seiten des Weges auf.

Es war ihnen, als träumten sie, und sie wagten nicht, zu glauben, was sie mit offenen Augen sahen.

Der Mann, welcher heran kam, hatte keine Arme.

„Roland! — Roland Montfort!" rief der frühere Sergent Mathurin, „bist Du es?"

Anstatt der Antwort herrschte der Mann ohne Arme mit gebieterischer Stimme:

„Hüte ab und Treguern begrüßt!"

Jung und Alt entblößte sich, obschon man noch Niemand sah.

Aber im nächsten Augenblick bemerkte man im Scheine des Mondes, der eben über die Wipfel der Bäume emporgestiegen war, und mitten auf der Straße, einen schönen jungen Mann, der stolz auf einem kräftigen Pferde saß.

Das Pferd ging im Schritt, und ein hochbejahrter Mann, welcher mit einem langen mit Gold gestickten Mantel bekleidet war, führte es am Zügel.

Die Leute aus dem Dorfe erkannten mit einem einzigen Blick den Commenthur Malo le Madre von Treguern.

Alle fielen auf die Kniee, alle senkten die Stirnen, während der schöne junge Mann zwischen ihnen hindurchritt.

Als man sich wieder erhob, schwiegen die Glocken, und hinter den Fenstern der Kirche war es wieder dunkel geworden.

Der Mond erleuchtete weit hin den einsamen und stillen Weg.

Man hörte nichts mehr, als das Echo der Stimme der Wittib le Brec, die fortwährend rief:

„Treguern, Treguern, Fluch Dir!“

---

## 20. Die Ecke vom Grabstein des Tanneguy.

Es schien das die Erfüllung jenes Traumes zu sein, welchen Tanneguy geträumt hatte, als er auf der dürftigen Matratze des sechsstöckigen Hauses in der Straße Saint-Denis lag.

Hinter einem Erdhügel unter den Weiden des Angers von Treguern saß nämlich im hohen Grase das junge Mädchen, welches er in jenem Traume gesehen hatte.

Seine schönen Augen waren geröthet und zeigten noch die Spuren von Thränen; es war bleich und zu seiner Wehmuth schien sich ein gewisser unaussprechlicher Schauder zu gesellen.

Von Zeit zu Zeit wandten sich seine Blicke nach der weit geöffneten Thür des Schlosses le Brec, welches man durch das lichte Laub der Weiden erblickte.

In solchen Augenblicken erbebte sein ganzer Körper.

Jenseits der Thür, allein der Schwelle ganz nahe, stand eins jener gewaltigen ländlichen Betten, die als Ruhestätte für eine ganze Familie dienen können.

Aber das Bett war leer, und die Sonne, welche bereits mehr, als die Hälfte ihres Laufes zurückgelegt hatte, schien auf die zerknitterten und verschobenen Betttücher.

In jenem Bette hatte Wittib le Brec ihre letzte Nacht zugebracht, und das Blut erstarrte noch in den Adern der armen kleinen Marcella bei der Erinnerung an diese letzte Nacht, die eine so schreckliche gewesen war.

Von zehn Uhr Abends bis gegen den Anbruch des Tages hatte die Hexe gegen eine unsichtbare Hand gekämpft, von der sie bei der Kehle gepackt war, und die ihr den Athem raubte.

Während dieser ganzen Zeit hatte sie die furchtbarsten Gotteslästerungen ausgesprochen, hatte sie Alles verleugnet, was der Christ anbetet, und nur die Mächte der Hölle zu ihrer Hilfe angerufen.

So oft Marcella beten wollte, strahlten Flammen aus den Augen der Verworfenen, und sie sagte:

„Kind, Du verbrennst mich! — Was habe ich Dir gethan, daß Du mich so marterst?"

Ihre vom Krampfe verzogenen Finger versuchten die Betttücher zu zerreißen.

Sie sprach die Namen Gabriel und Marianne aus, und zwar bald mit dem Ausdruck leidenschaftlicher Zärtlichkeit, bald mit dem eines bittern Hasses.

Dann stammelte sie wieder, indem sie sich auf ihrem vom Todesschweiß durchfeuchteten Kissen emporrichtete:

„Ich habe sie gesehen! — ich habe sie gesehen! Die Glocken von Orlan haben ganz von selbst geläutet. — Werde ich bald genug sterben, um nicht auch die Triumphgesänge zu hören?"

Als der Tag graute, steigerte sich ihre Aufregung.

Sie versuchte in dem Paroxysmus ihres wüthenden Fiebers, sich zu erheben, aber ihre Kräfte verließen sie.

„Hilf mir!“ sagte sie mit einer Stimme, welche das junge Mädchen nicht wieder erkannte.

„Wohin wollen Sie, Wittib?“ fragte Marcella zitternd.

„Hilf mir!“ wiederholte die alte Frau.

Und Marcella konnte nur gehorchen.

Sie hatte sich wohl gedacht, daß die Wittib, ihrer Hilfe ungeachtet, das Bett nicht würde verlassen können, allein es war dem anders.

Es gelang der Wittib, sich auf ihre schwankenden und abgezehrten Beine emporzurichten.

„Gib mir meinen weißen Stock!“ befahl sie.

Und als sie ihren großen Krückenstock erst in der Hand hatte, da richtete sie sich mit einem Male stolz empor.

Marcella sah mit unnennbarem Staunen, wie sie aus der Thür des Ackerhofes und dann auf dem Wege dahin schritt.

Sie wollte ihr nacheilen, um sie zu leiten oder zu unterstützen, aber die alte Frau wandte sich um und drohte ihr mit dem Stocke.

Marcella blieb stehen, als wäre sie an den Boden festgenagelt.

„Ich gehe weit von hier,“ sagte die le Brec. „Du wirst mich nicht wieder sehen. Ich verbiete Dir, für mich zu beten!“

Die Dämmerung war noch sehr schwach; nach wenigen Schritten verlor sich die Wittib bereits in dem Schatten des Hohlweges, welcher nach der großen Heide hinan führte.

An diesem Morgen vernahm man bis nach dem Dorfe Bains den Lärm des Hexen-Sabbaths, der zwischen den Pflanzsteinen gefeiert wurde.

Und seit dem Augenblick, da die Wittib ihr Lager verlassen hatte, war die kleine Marcella ganz allein und irrte um die verlassene Meierei herum.

Die Kühe brüllten im Stalle, die Hunde heulten auf dem Hofe.

Marcella war in Verzweiflung, Marcella hatte allen Muth verloren, sank in das Gras des Angers nieder und weinte.

Sie hatte keine andere Zuflucht, als das große Haus, auf welchem der Fluch lastete.

Um in dasselbe zu gelangen, mußte sie an dem Bette vorüber, das quer vor der Thür stand.

Und wie konnte sie auch an diesen Ort der Schrecken, der nur zwei Schritte von dem durch die drei Raben und die Geisterschwester so übel berüchtigten Thränenthurme war, allein zurückkehren?"

Ach! wenn Tanneguy noch dagewesen wäre!

Aber die grausamen Worte der Wittib le Brec hatten sich tief in das Herz des armen Mädchens eingeprägt, das sich schluchzend wiederholte:

„Tanneguy ist abgereist, um der zu folgen, welche er liebt!"

In dem hohen Grase neben Marcella schaukelte der Wind die weißen und rosigen Maaßlieben auf ihren schlanken Stielen.

Marcella pflückte eine derselben, fast ohne es zu wissen, und ihre Hände entblätterten dieselbe langsam und nachlässig.

Sie entblätterte das Blümchen und dachte dabei nicht einmal daran, das Orakel junger Liebenden zu befragen.

Wozu konnte es auch dienen, die Maaßliebe zu befragen: „Liebt Tanneguy mich noch?"

Was konnte die Maßliebe antworten, da Tanneguy nicht mehr da war?

Die Blätter fielen und Marcella schwieg; allein in den Augenblicken, in welchen der Kopf schwer wird, Wehmuth das Herz beengt und die Stirn glüht, da hören die Ohren bisweilen seltsame Klänge.

Marcella glaubte einer Stimme gleich das Echo ihrer eigenen Gedanken zu hören, welches bei jedem fallenden Blättchen sagte:

„Liebt er mich? — Liebt er mich nicht?"

Und als das letzte Blättchen fiel, da rief jenes Echo ihres eignen Herzens in lautem und frohlockenden Tone:

„Er liebt mich!"

Sie erhob erschreckt ihre Augen, denn sie hatte in der That eine Stimme neben sich gehört.

„Marcella! — meine arme Marcella!" sagte Tanneguy, indem er unter Thränen lachte.

Marcella barg ihr Köpfchen an dem Busen des jungen Mannes, denn sie war außer sich vor Freude.

„Wenn Du nun wieder fortgehst," sagte sie. „nachdem ich Dich wiedergesehen habe, „so werde ich sterben!"

---

Als Gabriel von Feuillans seinen prachtvollen Palast erbauen ließ, hatte er den östlichen Flügel des alten Schlosses von Treguern erhalten, weil derselbe mit vielem Geschmack erbaut war.

Dieser Flügel enthielt den großen Saal, in welchem wir den Engländer das in seinem Felleisen enthaltene Gold vor Ge-

novefa's Füßen auf den Fußboden aufzählen sahen, das Gemach der guten Gräfinn und die Zimmer, in denen Filhol und Roland Montfort gewohnt hatten.

Jenseit des von Roland vordem bewohnten Zimmers war der geheime Corridor, welcher mit dem Ackerhofe der guten Frau Marion Lecuyer in Verbindung stand, durch welchen Roland Montfort in der Nacht des 15. August 1800 in das Schloß getreten war.

Aber das Innere dieses Flügels, den wir in einem so traurigen und verödeten Zustande gesehen haben, hatte sich gewaltig verändert

Gabriel hatte in demselben alle Pracht gehäuft, welche man in einem Palaste erwarten kann.

Besonders der große Saal, welchen er für seinen eigenen Gebrauch bestimmt hatte, konnte für ein Meisterwerk des Luxus und des ausgesuchtesten Geschmacks gelten.

An dem Tage nach jenem, an welchem wir die guten Leute von Orlan durch so seltsame Erscheinungen erschreckt sahen, saß Graf Gabriel an seinem Schreibtische, der mit Papieren und Urkunden der verschiedensten Art bedeckt war.

In unsern Tagen hat auch der großartigste Reichthum nicht mehr den betäubenden Anblick, welchen Schätze in den alten Zeiten gewährten; es bedarf nur weniger Papierstückchen, um viele Millionen zu repräsentiren.

Daher dürfen wir uns auch nicht die Mühe geben, den Schatz des Grafen Gabriel zu beschreiben, den jeder unserer Leser mit Bequemlichkeit in die Tasche seines Rockes hätte stecken können.

Es waren einige Päckchen englischer Banknoten, welche auf

dem Tische lagen, aber außerdem noch ein ziemlich dicker Packen von Kaufverträgen.

Diese Kaufverträge machten Gabriel zu dem größten Grundbesitzer der Bretagne.

In der Nische eines Fensters saß die Frau Marquise von Castellat in den weichen Kissen einer Chaise-longue und streichelte den fetten Mops, welcher auf ihrem Schooße lag.

Sie sah recht nachdenkend und sorgenvoll aus.

Gabriel dagegen genoß seinen Triumph mit einer Ruhe, wie das nur ein geistesstarker Mann vermag, welcher nichts dem Zufall überlassen hat und nur das strenge Resultat seiner Berechnungen verwirklicht sieht.

Die Marquise warf einen zerstreuten Blick durch das Fenster nach dem Garten und dem Park, in welchem sich bereits eine elegante Menge bewegte.

Niemand hatte die Einladung des Herrn von Feuillans verschmäht, der ja ein zwanzigfacher Millionair war, und seinem eigenen Ausdruck nach war ganz Paris nach der großen Heide gewallfahrtet.

Aber man hatte sich auch vorbereitet, Paris nach pariser Geschmack zu behandeln, und wie durch einen Zauber hatte sich ein Tanzsaal mitten im Garten erhoben.

An dem Saume des Parks erblickte man die Vorbereitungen zu einem Feuerwerk, das Großartiges verhieß.

„Glauben Sie, daß Sie sich ganz sicher auf diesen Herrn Privat verlassen können?" fragte Marianne von Treguern plötzlich.

„Ich habe ihn bezahlt," antwortete Feuillans.

„An Ihrer Stelle," sagte die Marquise wieder, „würde ich

in größerer Besorgniß schweben wegen des Verhältnisses, in dem er zu Olympia steht."

„Ich befinde mich wegen nichts in Besorgniß," entgegnete Graf Gabriel; „Olympia ist ein verständiges Mädchen, — sie muß folglich auch ehrgeizig sein, — und ich besitze zwanzig Millionen!"

Die Marquise blickte ihn erstaunt an: in einem solchen Tone pflegte Gabriel gewöhnlich nicht zu sprechen.

„Wenn ich der Mann wäre, der irgend etwas befürchten könnte," fuhr der Letztere fort, „so hätte ich wahrlich noch andern Grund zu Verlegenheiten! — Die Gespenster, von denen Sie so lange gequält sind, Marianne, haben endlich auch den Weg bis zu mir gefunden."

„Ach!" rief die Marquise aus und verfärbte sich; „Sie glauben also endlich, Gabriel?"

„Vor zwanzig Jahren habe ich zum ersten Male den Weg betreten, auf welchem ich jetzt wandle. — Seit jener Zeit hat mich stets eine geheime Macht umgeben und von allen Seiten bedrängt. — Es ist nicht ein einziger Tag vergangen, ohne daß sich die Gegenwart dieser unsichtbaren Macht in meiner Nähe bemerklich gemacht hätte, aber nicht, um mir hemmend auf meinem Wege entgegen zu treten, sondern um mich vorwärts zu treiben und die Hindernisse zu ebnen, welche mir hemmend entgegen standen."

„Am Abende des letzten Balles, den ich in Paris gab," bemerkte die Marquise, „sagte mir Herr Privat dasselbe, was Sie mir jetzt sagen."

„Ich hörte ihn und verstand ihn, Marianne. — An mich selbst waren jene Worte gerichtet. — Seitdem habe ich Herrn

Privat erkauft, wie ich Jeden erkaufen werde, der mir nicht der Mühe werth scheint, um ihn gewaltsam zu vernichten. — Aber ich hatte nicht erst nöthig, von Herrn Privat zu erfahren, daß mein Stern die Gespenster gezähmt habe, und daß die Geister meine Sklaven wären!"

„Und dennoch haben Sie wenigstens ein Mal diesen Sklaven gehorcht, Gabriel!" sagte die Marquise, deren Lächeln einen etwas spöttischen Ausdruck annahm.

Herr von Feuillans erhob das Papier, welches er in der Hand hielt.

„Sprechen Sie hiervon?" fragte er.

„Ich spreche von Ihrem Testament," antwortete Marianne.

Feuillans legte die Schrift wieder auf den Tisch.

„Hier ist die Abschrift desselben," versetzte er; „es war bei dieser Gelegenheit, daß ich zum ersten Male die wunderlichen drei Wesen erblickte, welche so enge mit meinem Leben verknüpft sind. — Die englische Gesellschaft schien geneigt, einen Prozeß zu beginnen; — in dem Augenblick, in welchem ich den Gewinnst meines großartigen Spieles erheben wollte, sah ich meine Hoffnungen in eine ungewisse Ferne zurückschwinden, wo nicht gar verschwinden. — Es war Nacht; die Ermüdung hatte meine Augen geschlossen. — Da erwachte ich plötzlich; meine Lampe war erloschen und das vollkommenste Dunkel herrschte in meinem Zimmer. — Ich hörte eine Stimme, welche rief: „Gabriel! Du wirst morgen den Betrag Deines Contractes erhalten, wenn Du über Dein ganzes Vermögen zu Gunsten des Kindes verfügen willst, welches am 16 August 1800 unter dem Namen Tanneguy von Treguern getauft wurde."

„Unser Sohn!“ rief Marianne aus und erhob sich aufgeregt auf der Chaise longue.

„Ich errieth ihren Irrthum,“ fuhr Gabriel fort, ohne zu antworten; „und nahm die Bedingung an, nachdem ich meine Besucher noch gefragt hatte, wie sie hießen. Auf diese Frage antworteten drei Stimmen, eine nach der andern: Filhol von Treguern. — Jerome Clement. — Johann Maria Worms.“

Die Marquise bedeckte ihr Gesicht mit den Händen.

„Aber das andere Kind,“ fragte sie dann, „dasjenige, welches wir für unsern Sohn gelten ließen?“

„Ist todt!“ antwortete Feuillans, ohne die mindeste Rührung zu verrathen.

Dann fuhr er fort:

„Tags darauf war das Geld der englischen Gesellschaft in meinem Hotel.“

„Diese Männer müssen also sehr mächtig sein!“ sagte Marianne.

„Sie sind dennoch schwach gegen mich,“ versicherte Feuillans. „Sind sie Gespenster, so habe ich meinen Stern; sind es Lebende, so habe ich zwanzig Millionen!“

---

In dem Zimmer der guten seligen Gräfinn, der Mutter Filhols, in jenem Zimmer, welches von dem großen Saale durch den Corridor getrennt war, von welchem aus Roland Montfort die Zusammenkunft des Engländers mit Genovefa belauscht hatte, waren sieben Personen versammelt.

Diese Personen waren nicht durch das große Thor des

Schlosses eingetreten, und der Graf Gabriel ahnte nicht einmal deren Gegenwart.

Das waren zunächst jene drei Personen, welche wir in dem Pavillon Ludwigs XV. gesehen haben: der Großprior, der Doctor Barrabas und Funfzehnter-August; dann Stephan Gontier, der noch sehr bleich in Folge seines Blutverlustes war und sich auf Tanneguy's kräftigen Arm stützte, und im Hintergrunde Olympia von Treguern und der Commenthur Malo.

Barrabas und Funfzehnter-August hatten gesagt:

„Wenn wir nur unsern Antheil bekommen, so kümmert uns alles Uebrige gar nichts. — Macht Euere Angelegenheiten im Familienkreise ab: wir werden Euch nach dem Buchstaben des Vertrags helfen, sobald die Zeit dazu gekommen ist."

Der Großprior betrachtete abwechselnd Tanneguy und Stephan mit finsterm Blick.

„Welcher ist es?" fragte er. „Ich glaube nicht an die Stimme des Blutes."

Die Thür, welche mit Filhols vormaligem Zimmer in Verbindung stand, öffnete sich mit einem Male, und eine Frau trat in Reisekleidung ein.

„Meine Mutter!" rief Olympia und warf sich in ihre Arme

Funfzehnter-August und Doctor Barrabas sprachen zu gleicher Zeit den Namen der Gräfinn Torquati aus.

Diese drückte nur einen flüchtigen Kuß auf Olympia's Stirn und eilte dann auf Tanneguy zu, um denselben mit Heftigkeit an ihr Herz zu pressen.

„Sehen Sie!" sagte Malo von Treguern.

Der Großprior schüttelte sein weißes Haupt.

„Ich glaube nicht an den Instinct der Mütter," sagte er kalt.

Und als die Gräfinn einen Blick des Vorwurfs auf ihn warf, so fuhr er mit sanfterer Stimme fort:

„Klagen Sie mich nicht an, Genovefa, — ich würde an Ihren mütterlichen Instinct glauben, wenn ich nicht andere Beweise nöthig hätte."

Stephan und Tanneguy hatten einander die Hände gereicht.

„Was auch geschehen möge, wir werden Brüder bleiben!" sagten sie zu gleicher Zeit.

Olympia's Augen füllten sich mit Thränen. Sie trat näher und zog ein Papier aus ihrem Busen.

„Tanneguy von Treguern," sagte sie, indem sie ihrem Bruder das Papier reichte, „hier ist das Blatt, welches die Wittib le Brec aus dem Kirchenbuche von Orlan gerissen hatte; es ist Ihre Taufurkunde."

Das Alles schien nicht den mindesten Eindruck auf den unbeugsamen Großprior zu machen.

„Es standen zwei Wiegen in dem Zimmer der Hebamme," sagte er langsam und mit Nachdruck; „bevor man die Kinder zur Taufe trug, verwechselte man dieselben, so daß der Sohn des Treguern den Namen Stephan erhielt, der Abkömmling des falschen Priesters aber auf den Namen Tanneguy getauft wurde."

Die Gräfinn Torquati war genöthigt, Olympia zu unterstützen, welche schwankte und einer Ohnmacht nahe schien.

Die so oft zurückgewiesene Angst, daß Stephan ihr Bruder sei, erschreckte von Neuem ihre Seele.

Da nahm der Commenthur das Wort und wandte sich an den Großprior.

„Sie haben die Wahrheit gesagt, mein Neffe," sagte er und trat demselben näher; „ich war damals der einzige Wächter des Geschicks von Treguern. — Obgleich ich die Verwechselung geahnt hatte, so widersprach ich dennoch im Augenblick der Taufe nicht, denn ich wußte, daß mehr als eine Gefahr dem Leben des Nachkommen der alten Ritter drohen würde. — Aber an dem Abende nach der Taufe schlich ich in die Mühle und vertauschte abermals mit eigner Hand die beiden Kinder. Auf solche Weise, dachte ich, wird Treguern seinen ihm zukommenden Namen führen, und der falsche Priester nebst der le Bree werden sich dennoch hüten, sein Leben in Gefahr zu bringen."

Der Großprior schlug die Augen nieder und blieb ruhig stehen.

„So hast Du also noch einen fernern Beweis nöthig, mein Neffe Filhol?" fragte Malo und legte die Hand auf die Schulter des Angeredeten.

„Ja," entgegnete der Großprior, ohne seine Augen zu erheben.

Gabriel hatte an allen Wänden hohe Spiegel anbringen lassen.

„Du sagtest vor wenigen Tagen," fuhr der Commenthur Malo fort, indem er mit leiser und wehmüthiger Stimme sprach, „Treguern sei so tief gesunken, daß er sogar das traurige Vorrecht verloren habe, welches ihn vordem die Annäherung des Todes erkennen ließ. — Du irrtest Dich, mein Neffe Filhol."

Ehe noch der Großprior Zeit zu einer Antwort hatte, er-

griff ihn Malo beim Arm und führte ihn vor einen von den Spiegeln.

„Schau!“ sagte er.

Der Großprior gehorchte mechanisch, allein kaum hatte er einen Blick in den Spiegel geworfen, als er auch bleich und am ganzen Körper zitternd mehre Schritte zurückschwankte.

Er fragte in wehmüthigem Tone:

„Hängt nicht vor dem Spiegel ein schwarzer, mit weißen Thränen bedeckter Schleier.“

„Es hängt nichts vor demselben,“ antwortete der Commenthur.

„Dann ist es der Schleier von Treguern, welcher mir mein eignes Spiegelbild verbirgt, und ich bin dem Tode geweiht.“

Der Commenthur neigte bejahend sein Haupt.

„Der Wille Gottes geschehe!“ sagte Filhol, indem er sich wieder empor richtete; „ich verdiente es nicht, die Wiedergeburt von Treguern zu sehen.“

„Wenige Schritte von uns,“ nahm der Commenthur wieder das Wort und zeigte nach der auf den Corridor führenden Thür, „ist noch ein anderer Mann, der dem Tode geweiht ist. Die Gewißheit, welche Du verlangtest, soll Dir sogleich werden. — Diese beiden jungen Männer sollen nach dem Candidaten des Todes sehen, und Du wirst alsdann nicht mehr zweifeln, mein Neffe Filhol!“

Der Großprior nahm selbst Stephan und Tanneguy bei der Hand, indem er Beiden Schweigen gebot, und führte sie an die Glasthür, welche sich nach dem großen Saale öffnete.

Gabriel saß noch immer vor seinem Schreibtische.

Der Großprior stellte Stephan und Tanneguy vor sich und fragte:

„Was seht Ihr?"

„Ich sehe Herrn von Feuillans, meinen Mörder," antwortete Stephan.

„Wo denn?" fragte Tanneguy; „ich sehe nur ein schwarzes Leichentuch mit weißen Thränen, das von der Decke bis zum Fußboden niederhängt."

Der Großprior küßte Tanneguy auf die Stirn und sagte zu ihm, während eine Thräne langsam über seine Wange rollte:

„Treguern, mein geliebter Sohn, vergiß Deinen Vater, der ein armer Sünder war, und erinnere Dich nur an die edle Ritter, welche Deine Ahnen waren!"

Dann kniete er nieder und verlangte nach einem Priester.

---

Auf der andern Seite der Glasthür war es jetzt nicht mehr die Marquise von Castellat, welche sich bei dem Grafen Gabriel befand.

Der Neger Congo war an die Stelle der Marquise getreten.

„Wirst Du sie auch alle Drei wieder erkennen?" fragte Gabriel.

„Ja, mein Herr —" antwortete Congo.

„In dem Augenblick, in welchem das Feuerwerk beginnt, wird man auf drei Explosionen mehr oder weniger nicht achten. — Ueberdieß ist es selten, daß dergleichen Lustbarkeiten verlaufen, ohne daß man ein Unglück zu beklagen hätte."

Congo nickte lächelnd mit seinem schwarzen Kopfe.

„Und damit ist Alles zu Ende?“ fragte er.

„Alles! — Du bekommst noch heute Abend Deine zehntausend Franken!“

---

In den duftigen Gärten des Schlosses Treguern wogten die Schaaren der pariser Gäste hin und wieder.

Die Nacht war erschienen, des Festes schönster Augenblick gekommen; Baron Brecard, Champeaux und noch manche Andere spotteten der drei Raben, welche sich nicht hatten zeigen wollen, obwohl man sie laut gerufen.

Vergebens versuchte bei dieser Gelegenheit Champeaux eine Geschichte zu erzählen, die er von seiner Tante gehört hatte.

Aber ungeachtet der Abwesenheit der drei Geister, hatte dennoch das Uebernatürliche seinen kleinen Antheil an dem Feste, welches von dem neuen Grafen von Treguern veranstaltet war.

Noisy der Trockne stand in der Mitte einer Gruppe und erzählte ein Abenteuer, dessen Zeuge er selbst nach seiner Versicherung gewesen war

Es war hinter dem Schlosse, an dem Saume des Waldes gewesen.

Feuillans war für einen Augenblick dem Gewühl der Menge entflohen und erging sich allein.

Noisy der Trockne ging auf ihn zu, um ihm Lobes-Erhebungen wegen der Pracht seines Sitzes zu machen, als eine weißgekleidete weibliche Gestalt aus den dunkeln Schatten des Waldes hervortrat.

Schon waren die Gegenstände wegen des nächtlichen Dunkels nur schwer zu erkennen, allein Noisy der Trockne behaup-

tete, ganz deutlich die Züge Laurence's von Treguern, so wie auch ihre sanfte Stimme erkannt zu haben, als sie zu Gabriel gesagt hatte:

„Denke an Gott! Deine Augenblicke sind gezählt!"

Dieser Noisy wußte doch immer seltsame Geschichtchen zu erzählen!

---

Die erste der drei Raketen, welche das Zeichen für den Beginn des Feuerwerks geben sollten, stieg Funken sprühend in die Höhe.

Als sie erloschen war, da war auch die Erinnerung an die von Noisy dem Trocknen erzählte Anekdote erloschen.

Jedermann eilte nach dem Park.

Feuillans, welcher das Schloß noch nicht verlassen hatte, sollte den Ball mit Olympia, seiner schönen Braut, sofort nach dem Feuerwerk eröffnen

Man hatte Olympia von Treguern an dem Arm des Commenthur Malo vorübergehen gesehen.

Der kleine Advocat Privat eilte bald hierhin, bald dorthin, indem er noch zehn Mal geschäftiger war, als gewöhnlich.

Es war Niemand in dem Blumengarten, als zwei Männer, welche sich unter dem dichten Laube eines Sumach, der gerade der Freitreppe gegenüberstand, versteckt hielten.

Der Eine von diesen beiden Männern hatte keine Arme; man hätte sehen können, wie er gegen den Anbruch der Nacht an dem Fries des ersten Stocks über der Freitreppe entlang ging.

Allein es waren noch viele Arbeiter an dem Schlosse be-

schäftigt, und die Gegenwart jenes Mannes hatte daher keinen Verdacht erweckt.

„Mathurin," sagte er zu seinem Gefährten, „ich höre den falschen Priester die große Treppe herabkommen. — Gib mir den Strick zwischen die Zähne und entferne Dich dann. — Was weiter nachfolgt, ist Deine Sache nicht."

„Ich kenne Deine Absicht nicht, mein Bruder Roland," entgegnete der ehemalige Sergent Mathurin, „und wasche meine Hände in Unschuld."

Eine Schnur war an einem Zweige des Sumach befestigt. Sie schien mit dem Theil des Frieses in Verbindung zu stehen, welcher gerade über der Freitreppe war.

Mathurin band die Schnur ab, gab das Ende derselben zwischen Rolands Zähne und verließ dann in eiligem Lauf den Blumengarten.

In demselben Augenblick erschien der Graf Gabriel in der Thür der Vorhalle und gab das Zeichen zum Abbrennen der dritten Rakete.

Roland machte eine rasche Bewegung mit dem Kopfe; die Schnur wurde angespannt, Graf Gabriel stieß einen lauten Schrei aus und sank zu Boden.

Der Saum des Parks bot den Anblick einer Feuersbrunst dar; während Raketen, Schwärmer und Leuchtkugeln sich nach allen Seiten durchkreuzten, erschollen drei stärkere Knalle.

Eine triumphirende Stimme erhob sich und rief:

„Treguern ist drei Mal gestorben!"

---

Als man die Bretter abhob, welche das Grab des großen

Ritter Tanneguy im Chor der Kirche von Orlan deckten, konnte man bemerken, daß die Granitplatte ganz war und die abgebrochene Ecke nicht mehr fehlte.

Roland Montfort würde allein haben sagen können, zu welchem Zweck jene Steinecke gedient hatte, bevor sie wieder an ihre Stelle gelangt war, und auf welche Weise die Prophezeiung in Erfüllung gegangen war.

Es waren drei neue Gräber auf dem Kirchhofe zu sehen.

Zwei derselben waren ganz einfach und trugen die unbekannten Namen Jerome Clement und Johann Maria Worms; das dritte, welches von schönem schwarzem Marmor war, trug das Wappenschild des alten ritterlichen Geschlechts der Treguern und den Namen Filhol Aimé Tanneguy Malo le Madre von Treguern.

Um jene Zeit nahmen die Ursulinerinnen von Redon in ihre Gemeinschaft ein junges Mädchen auf, welches unter Anrufung der heiligen Laurentia den Schleier annahm.

Der Commenthur Malo war verschwunden, aber an dem Tage, an welchem der reiche Graf Tanneguy die schöne Marcella heirathete, schienen lustige Lichter während der ganzen Nacht hinter den Scharten des Thränenthurmes zu tanzen.

Herr Privat war bei der Hochzeit zugegen

Er forschte nicht mehr nach der Ursache jener geheimnißvollen Begünstigung, welche so lange Zeit dem Herrn Gabriel von Feuillans zu Theil geworden war.

Aber man konnte seine Wehmuth erkennen. Er war gleichsam Wittwer geworden. Seine herrliche, verwickelte Rechtsangelegenheit hatte ihre Endschaft erreicht.

Und jene Vermählung war ein wahrhaftes Fest

Tanneguy wurde in der Gegend angebetet; er nahm Roland, den armen Verstümmelten, zu der Zahl seiner Trauungszeugen.

Bevor er aber die Stufen zum Altare hinan stieg, legte er Stephans Hand in die Hand der bleich und bebend dastehenden Olympia und sagte:

„Wie es auch kommen möge, wir werden Brüder bleiben!"

---

# Hauptmann Spartacus.

# 1.

Es war am 15. August 1793, als der Hauptmann Spartacus Publicola Tricotel gegen zwei Uhr Nachmittags eine Abtheilung republicanischer Milizen durch die Heide von Bains nach Gacilly führte.

Er war schon am frühen Morgen von Loheac aufgebrochen, allein seine kleine Truppe war fortwährend von Chouans belästigt, die ihn entweder einzeln oder in kleine Banden vereinigt angegriffen hatten, daher dieselbe nur langsam vorwärts gekommen war.

Die Vertheidiger des Vaterlandes setzten jetzt ihren Marsch in glühender Sonnenhitze fort.

Von Ermüdung, Durst und Sonnengluth niedergebeugt, schritten sie mit gesenkten Häuptern und die Flinten auf den Schultern langsam vorwärts, ohne besonders auf die Erhaltung der Ordnung in ihren Reihen zu achten.

Spartacus schritt voran.

Ein strenger Republikaner, aber sehr empfindlich gegen die Hitze, hatte er es für gut befunden, zunächst die Schnalle seiner

Halsbinde nachzulassen, dann einige Knöpfe seines Fracks und endlich auch die Schnalle seiner Degenkoppel zu öffnen.

Sein jetzt von allen Fesseln befreiter Bauch dehnte sich nun in aller Gemächlichkeit aus.

In dem Augenblick, in welchem wir den Hauptmann Spartacus unsern Lesern vorführen, mäßigte er die Oscillationen dieses in der That zu stark entwickelten Theiles seines Ich mit Hilfe seiner weiten Halsbinde.

Dieser sinnreiche Einfall hatte noch einen zweiten Nutzen, indem dadurch eine fleischige, rothe, aufgeblähete Masse, welche das apoplektische Antlitz des Hauptmanns trug und den Raum zwischen den beiden gewaltig breiten Schultern erfüllte, Luft bekam.

Nach ihm kam der Lieutenant Bürger Collot.

Der Tod des vorigen Hauptmanns, die Verminderung der in Gacilly cantonirenden Garnison und die dagegen in stetem Wachsthum begriffene Macht der Chouans hatten ihn genöthigt, eine Verstärkung von dem Brigadechef Perrüssel zu verlangen, dessen Corps zur einen Hälfte in Lobeac, zur andern in Redon stand und den Lauf der Vilaine beobachtete.

Der Bürger Collot schien nur darum dem Hauptmann zu folgen, um die lächerliche Erscheinung desselben in ein noch helleres Licht zu setzen.

Seit seiner Kindheit Soldat, hatte er zwar die schmucke Uniform der französischen Garde ablegen müssen, um dagegen den halbbürgerlichen Frack, die Beinkleider von gestreiftem Baumwollenzeug anzulegen, welche die Soldaten des Convents trugen, aber er zog dennoch seine Kniee ein, richtete den Körper und schritt methodisch aus.

Seine ungemein steife Binde, sein militairisch zugeknöpfter Frack, besonders aber die metronomische Strenge seines schnellen Schrittes erschienen als ein stiller Vorwurf für die spießbürgerliche Desinvoltura seines neuen Hauptmanns.

Hinter ihnen ertrug die aus funfzig oder sechszig Mann bestehende Abtheilung so gut wie möglich des Tages Last und Hitze.

Drei Viertheile, die erst neu recrutirt waren, hielten sich durch das Beispiel ihres Hauptmanns ermächtigt, es sich ebenfalls bequem zu machen, während die zehn oder zwölf Veteranen, welche der Lieutenant mitgenommen hatte, auf das Genaueste die strenge Haltung und den gemessenen Gang dieses Letztern beobachteten.

„Bürger Collot," sagte der Hauptmann, indem er ein ungeheueres baumwollenes Taschentuch entfaltete, um seine vom Schweiß feuchten Schläfe zu trocknen, „es ist heute erstickend heiß. Das ist eine auflösende und desorganisirende Hitze, wie mein Vetter, der Bürger Saint-Just, sagen würde. Es sei fern von mir, gegen die Republik zu murren, aber das ist doch ein sehr trauriges Land! Heiden und überall Heiden! Es müßten denn einmal Wälder als Abwechslung erscheinen, was aber eine grausame Alternative ist, Bürger, denn auf der Heide verbratet man, und in den Waldungen — na, in den Waldungen — Fast möchte ich glauben, was man in Paris erzählt, daß hier in den Wäldern die Musketen aus der Erde wachsen, denn ich habe schon heute hinter allen Büschen Kugeln hervorpfeifen gesehen! Wenn uns nur diese Wütdigen nicht noch ein Mal aus einem Versteck überraschen. Ich wollte wahrhaftig, wir wären erst an Ort und Stelle, denn ich fühle ein großes

Bedürfniß, meine Stiefel gegen bequeme Pantoffeln zu vertauschen. — Sie denken nach, Bürger?"

Diese Frage wurde mit schüchterner Stimme gethan.

Collots buschige Brauen zogen sich je mehr zusammen, je länger Spartacus sprach.

Schon befürchtete der Letztere, daß er unrepublikanische Worte gesagt haben möchte.

„Ich hoffe, Bürger,' sagte er, „es wird Ihnen nichts Verdächtiges vorgekommen sein —"

Der Lieutenant unterbrach ihn ohne Umstände, und die Heiterkeit, welche in diesem Augenblick in seinen Zügen erschien, mußte Spartacus mit neuem Muth erfüllen.

Der Bürger Collot hatte in der That in Folge einer bei ihm vollkommen ungewöhnlichen geistigen Thätigkeit seine Brauen zusammen gezogen.

Ein Wort aus der wortreichen Klage seines Vorgesetzten hatte ihn überrascht, und er hatte beschlossen, auf dasselbe zu antworten.

Nun wurde es ihm aber stets entsetzlich sauer, wenn er ohne Vorbereitung sprechen sollte.

Erstaunt, daß er jetzt zum ersten Mal in seinem Leben in Feuer gerathen sei, beeilte er sich, das Wort zu ergreifen und sagte mit ziemlicher Geläufigkeit:

„Was mich betrifft, Bürger Hauptmann, so kann ich nicht sagen, daß sie sich verstecken. Ich bin seit dem Beginn des Krieges hier im Lande; ich habe den ersten Ton der Sturmglocke von dem Thurmglocke zu Redon gehört, und fand, daß er zwanzig Meilen in die Runde ein Echo hervorrief. Dann sah ich am folgenden Morgen die Burschen von allen Seiten heran-

kommen; ich sah, wie sie über unsere Bajonnette hinwegsprangen, wie sie sich flach auf den Bauch warfen, um unser Blei zu vermeiden, dann aber emporsprangen und uns unter dem Schall ihrer verdammten Kriegsgesänge angriffen und zurückwarfen. Ja, das Alles habe ich gesehen und kann sagen, daß sie sich nicht verstecken. Sie überraschen uns zwar bisweilen, aber dafür ist es unsere Sache, daß wir auf unsrer Hut sind. Uebrigens vergelten wir ihnen gelegentlich Gleiches mit Gleichem — Bürger Tricotel, ein Chouan, der mir in die Hände fällt, ist ein Kind des Todes. Ich verabscheue die Chouans, weil sie die jämmerlichen Stützen des Aberglaubens und der Tyrannei sind; aber das muß ich ihnen nachsagen, daß sie sich wacker schlagen. Warten Sie nur einen Tag oder zwei, und Sie werden bessere Ansichten haben. Hören Sie! Vor zwei Monaten bestand unsere Abtheilung aus sechshundert Mann; nun habe ich bereits fünf Mal Verstärkung geholt, und dennoch sind unser nur dreihundert. — Sie sind gefährliche, unermüdliche Feinde! Ihre Kugeln treffen sicher. Bei einem Zusammenrennen verlieren wir zwei Mal so viele Menschen, wie jene. Können wir darüber staunen? Es sind junge Adlige, die von ihrer Kindheit an die Jagdflinte gehandhabt und dieselbe jetzt gegen uns gekehrt haben; Bauern, welche auf fünfhundert Schritt einen Schuhnagel treffen. — Das sind die Chouans! Wir haben dagegen Conscribirte, welche vom Schusterschemel oder aus der Schneiderhölle abgerufen sind und in ihrem Leben so ein Ding, wie eine Muskete, nicht in die Hand genommen hatten! — Allein, was Ihre pariser Erzählungen betrifft, die von den Chouans, welche hinter den Hecken hervorschießen, oder aus den Büschen, oder was weiß ich, wo sonst

her? so ist das Altweibergeträtsch. Nur Geduld! Sie werden bald erfahren, wie sich die Chouans benehmen. Die Bande des Marquis hält den Wald besetzt."

Hier unterbrach Spartacus den Redefluß des Lieutenants durch einen tiefen Seufzer.

Der arme Mann hatte ja nur ganz zufällig das Wort „Versteck" ausgesprochen.

Eine so donnernde Widerlegung hatte er nicht erwartet.

„Bürger," sagte er mit einem zweiten Seufzer, „die Chouans sind sehr achtungswerthe Männer, aber — mir wird ganz unwohl zu Muthe."

Collot hatte nur die ersten Worte gehört.

Selbst überrascht durch seine Beredsamkeit und erfreut durch die Kraft seiner Worte, fuhr er fort, ohne das Unwohlsein seines Vorgesetzten zu beobachten:

„Wer sagt Ihnen denn schon, daß Sie Banditen von dieser Art achten sollen, Bürger? Was ich sagte, sollte nur dazu dienen, ihnen eine richtigere Ansicht über das Gesindel beizubringen, dem man einen erprobten Muth nicht absprechen kann. Der Bürger Perrüssel weiß das recht wohl, und dennoch sendet er mich jetzt mit funfzig Mann zurück, während wir mindestens fünfhundert haben müßten. Es kommt mir nicht zu, ihn zu tadeln, aber es würde mir doch leid thun, sollte ich mein Leben durch solche Schufte verlieren, welche unser Herrgott vernichten möge! Hauptmann, ich sehe dort eine Bewegung an dem Saume des Waldes; sollen wir rascher marschiren?"

Der Hauptmann antwortete nur mit einem Seufzer.

Der arme Mann befand sich in einem beklagenswerthen Zustande.

„Erweisen Sie mir die Freundschaft, die Bürger Soldaten zu bitten, daß sie Halt machen,“ sagte er; „ich kann nicht mehr. Noch einen Schritt, und die Republik verliert das liebevollste ihrer Kinder.“

Bei dieser seltsamen Commando-Formel blickte der Lieutenant seinen Vorgesetzten mit einer Ueberraschung an, der sich Mitleid zugesellte.

Der wackere Spartacus achtete nicht auf diesen Blick.

Obgleich dieser Halt mitten in der Sonne nur eine traurige Erleichterung war, so blieben dennoch die Soldaten mit offenbarer Zufriedenheit stehen.

Die Veteranen stützten sich auf ihre Gewehre und die Recruten warfen sich auf die Heide nieder.

Bei diesem Anblick erhob der Lieutenant, welcher unbeweglich und fest an der Spitze stehen blieb, seine Stimme, um die Faulpelze von Conscribirten zu beschimpfen.

Da sah er auch den Capitain der Länge nach liegen und mit Wonne keuchen.

Er wagte nicht fortzufahren.

Ein unmerkliches Zucken mit den Schultern, ein unwillkürlich mit den alten Schnurrbärten, die seinem Beispiel folgten, gewechselter Blick — das waren die einzigen äußern Beweise seiner Unzufriedenheit.

„Oh! — oh!“ keuchte der dicke Spartacus. „Ach, Kinder, was für eine schreckliche Gegend! — Sie werden mir einen Gefallen erweisen, Lieutenant, wenn sie die Bürger Soldaten ein Wenig ausruhen lassen. — Ja, erholt Euch nur, Vertheidiger

des Vaterlands; die Republik erlaubt Euch das durch meinen Mund."

Dann begann er, die Hitze seines Innern von sich blasen, und trocknete Stirn und Wangen mit seinem baumwollenen Tuche.

Als er das gethan, legte er seinen Kopf in den Schatten zweier Heidesträuche und verfiel in tiefen Schlaf.

Der Lieutenant wartete anfangs mit ziemlicher Geduld.

Er dachte nach und fragte sich, bei welchem Handwerk dieser sonderbare Krieger seinen Rang erworben haben möchte.

Nach einer halben Stunde begann jedoch sein Langmuth schwächer zu werden, und als er sich endlich nicht mehr zu halten vermochte, trat er auf Spartacus zu und rief ihm in das Ohr:

„Bürger Hauptmann!"

Dieser antwortete mit einem kräftigen Schnarchen.

„Da laufe man mit solcher Art den Chouans nach!" murrte Collot. „Bürger Tricotel!"

„Hm? — Wendet Euch an meine Frau"

„An seine Frau! — Der Mensch schläft, wie ein Ratz! — Hauptmann! Hauptmann!"

„Ja doch! ja doch! Bürger Lieutenant!" sagte Spartacus, der endlich erwachte „Was haben wir denn, daß wir ein solches Geschrei machen? Meinen sie denn, ich schliefe? Ich ruhe nur eine Minute, das ist Alles. Meine Meinung ist, das damit dem Wohl der Republik in keiner Weise geschadet wird."

Der Lieutenant antwortete trocken:

„Wir marschiren nach Gacilly, wo die Garnison in Gefahr ist. Während wir schlafen —"

„Na, na, ich schlummerte ja nur," unterbrach ihn Spartacus mit einem liebenswürdigen Lächeln. „Sprechen wir nicht mehr davon, ich bin fertig. — Bürger Soldaten, ich fordere Euch auf, daß Ihr aufsteht. Marsch! — Was mich betrifft, Lieutenant, so bitte ich Sie, überzeugt zu sein, daß ich die Zeit nicht erwarten kann, wo ich mich für das Vaterland opfern werde. Nicht umsonst habe ich die beiden Namen angenommen, welche ich führe. Spartacus nämlich, müssen Sie wissen, war ein tugendreicher und sehr bekannter Volksvertreter in Rom. Publicola war ein Sklav im Alterthum, der seine Fesseln zu zerbrechen verstand. Das sind meine Patrone, fuhr er dann fort, indem er feuriger wurde. Ich will in die Fußtapfen dieser Männer treten und die Aristokratie vernichten. Ich will diesen giftigen Pfuhl ausfüllen, der seine verpestenden und revolutionsfeindlichen Ausdünstungen über das ganze Land verbreitet. Ich will — Ja, Bürger! ich will mein Blut opfern auf dem Altare des Vaterlandes unter der Flagge der Freiheit; ich will — ja, Bürger!"

„Daß Dich! der scheint bei alledem ein Mordkerl zu sein," dachte der Lieutenant, betäubt durch diesen gewaltigen patriotischen Aufschwung; „wir werden das Weitere sehen!"

---

## 2.

Gegenüber der kleinen republikanischen Truppe erhoben sich hinter einer Gruppe riesiger Ulmen die spitzigen Thürme des Schlosses Sourdeac, wo einst der ältere Zweig des Hauses Rieux residirte.

Die malerischen Bauwerke des alten Rittersitzes haben in neuerer Zeit einem bürgerlich viereckigen Hause ihren Platz abtreten müssen, das nett mit Kalk beworfen ist und dem zwei schöne Bogenfenster, die ich weiß nicht warum? im untern Stock erhalten sind, eine seltsam lächerliche Physiognomie verleihen.

Man behauptet, daß ein boshafter Architekt, der übrigens gezwungen war, buchstäblich die burlesken Ideen des neubackenen Käufers auszuführen, diese beiden Fenster von dem alten Rittersitze als ein materielles und beißendes Epigramm erhalten habe.

Im Jahre 1793 las man die stolze Devise **A toute heure, Rieux!** schon nicht mehr über dem Portal.

Sourdeac stand bereits verwaist und verödet da, aber es umschwebte den tausendjährigen Wartthurm noch eine gewisse Er-

innerung an das ritterlichste und ruhmreichste aller bretonischen Geschlechter.

Jetzt ist Alles verschwunden, so wie überhaupt eine der alten Erinnerungen nach der andern verschwindet.

Die Bretagne, dieses edle Land, dessen Geschichte man in seinen Denkmälern und Ruinen lesen konnte von den Zeiten der Druiden an, bis zu uns, die Bretagne erneut sich.

Sie reiht sich linkisch unter die pariser Flaggen, sie fegt von ihrem Boden das hinweg, was sie für einen Schmuтz aus alter Zeit hält, und was doch ihr schönster Schmuck war.

Bald wird sie von allen jenen Trümmern befreit und gereinigt sein, wird sie ihre Vergangenheit verleugnen.

Und dann wird die Bretagne eine ganz anständige, vielleicht eine berühmte Provinz werden, denn ihre Butter, ihre Käse und ihre Austern geben ihr alle Anrechte auf allseitige Anerkennung

Vor dem Schlosse, und zwar ein wenig seitwärts, beginnt der neue Wald, der sich über eine kleine Höhe hinweg und alsdann noch ziemlich weit in die Ebene hinein zieht.

In der Richtung nach dem Schlosse wird er von einem Bache begränzt, welcher in den Oust fließt und in einem so scharf begränzten Winkel um den Wald biegt, als wäre ihm sein Lauf von Menschenhand vorgezeichnet.

Zwischen dem Bache und dem Walde ist eins jener lieblichen Plätzchen, an denen das Morbihan so reich ist.

Die Nähe des Wassers hat hier die Heide in eine blumige Wiese umgewandelt, welche von den Bäumen des Waldes beschattet und erfrischt wird.

Nach der Gegend von Bains hin erblickt man jähe und

wunderlich zerklüftete Felsen, an deren Hängen sich ein Buschwald hinzieht, und an einer Stelle, wo diese Felsen bis zu ihrem Fuße aus einander gerissen sind, hat man einen Durchblick nach den Gefilden von Redon, welche von langen blauen, grünen oder gelben Bändern durchzogen werden, je nachdem der blühende Lein oder das reifende Getreide die eine oder die andere Farbe veranlassen.

Rechts ist das Tiefland von Genac, ein unermeßlicher See im Winter, aber eine mit Blumen geschmückte Wiese im Sommer.

Links erscheint die andere Hälfte der Höhe von Bains, eine dürre Heide, kahl, wie ein geschorner Filz, deren Einförmigkeit nur von zwei Druidensteinen von gigantischer Höhe unterbrochen wird.

Von dieser Seite her kamen die Republikaner.

In dem Augenblick, als sie, kaum noch eine halbe Stunde von dem Walde entfernt, sich in Folge der Ermunterung ihres beredten Hauptmanns wieder auf die Beine machten, saßen drei Personen an dem Ufer des Baches und unterhielten sich so ruhig mit einander, als wäre das Land im vollkommensten Frieden.

Zwei von ihnen trugen Blusen von grober Leinwand, die um den Leib von buntfarbigen Gürteln zusammen gehalten wurden; ihre Kopfbedeckung bestand in großen Strohhüten, welche vorn mit weißen Kokarden geschmückt waren.

Beide waren groß, schön gewachsen und konnten ungeachtet ihrer groben Kleidung in jedem Lande für recht schöne Jungen gelten.

Der Jüngere mochte höchstens zwanzig Jahr zählen; seine

Stirn trat glatt und weiß zwischen den dichten Locken seiner langen schwarzen Haare hervor, und wenn sich seine Blicke auf seinen ältern Gefährten richteten, so las man in denselben einen Ausdruck der Vertrautheit, verbunden mit freundschaftlicher Hochachtung.

Der Andere mochte dreißig Jahre zählen; er war von etwas minder hohem Wuchs, aber seine Glieder, die von wundersamem Ebenmaß waren, seine Umrisse, welche kräftig und bestimmt unter seiner Tracht von grober Leinwand hervortraten, deuteten auf Kraft und nicht gewöhnliche Gewandtheit.

Seine Augen hatten einen überaus durchdringenden Blick; man las in denselben eine ruhige, unbesiegliche Entschlossenheit.

Seine große, gedankenschwere Stirn, der stolze und auf Ueberlegung deutende Ausdruck seines Gesichts ließen ahnen, daß körperliche Kraft, Verstand und Muth bei ihm in Verbindung zu finden wären, und daß es für ihn hinreiche, sich emporzurichten, um mit dem ganzen Kopfe über die gewöhnliche Menschheit hinwegzuragen.

Was den Dritten betraf, von dem wir noch kein Wort gesagt haben, so war er ein Kind.

Ein hübsches Mädchengesicht mit dunkelblauen Augen, die so sanft und milde waren, wie nur die Augen eines Mädchens sein können, mit weißer, zart geaderter Haut, mit Wangen, die vielleicht ein Wenig zu blaß waren und an denen glänzende blonde Locken niederfielen, die schönsten Locken, die man nur sehen konnte.

Seine Tracht glich in keiner Hinsicht derjenigen seiner Gefährten, sondern es lag etwas Auffallendes, etwas Theatralisches in derselben.

Eine Kappe von grünem Sammet, mit einer Einfassung von in Silber gestickten Lilien, vorn mit der weißen Kokarde versehen, saß keck und etwas seitwärts auf seinem Kopfe, den sie nicht zur Hälfte deckte; eine Art Spenzer, ebenfalls von grünem Sammet, mit tausend silbernen Knöpfen besetzt, umschloß die gewölbte und schöne Brust; weite Beinkleider von weißem Barchent reichten bis zu den Füßen hinab, die von wundersamer Kleinheit waren, und wurden unter den Halbstiefeln durch Riemen festgehalten, welche so ziemlich unsern heutigen Stegen glichen. Unter dem Spenzer umgab eine Schärpe von weißer Seide mit silbernen Franzen ihren Leib und ließ die schön gezierten Kolben zweier Pistolen und den Griff eines reichen türkischen Dolchs sehen.

Sah man das Kind und seine romantische Tracht, so mußte man sich unwillkürlich an die niedlichen Pagen erinnern, welche in den Zeiten des Mittelalters den edlen Schloßdamen ihre mit goldenen Schlössern versehenen Gebetbücher nachtrugen.

Der Knabe schien kaum sechszehn Jahre zu zählen.

Während seine Gefährten eine lebhafte Unterhaltung mit einander führten, hatte er sich nachlässig auf den Rasen hingestreckt und schien in tiefes Nachdenken versunken.

Jede von den drei Personen hatte eine Doppelflinte neben sich stehen.

Einige Schritte von ihnen sah man, an die letzten Ulmen des Waldes gebunden, drei prächtige und muthige Reitpferde, welche gleich ihren Herren ausruheten und friedlich die niedrigen Zweige der Bäume abbissen.

„Meiner Seel'! Vetter," sagte der Jüngere der beiden Sprechenden, „Sie haben gut sprechen! Ich will aber den

Schuften, welche dort unten heran kommen, einige Kugeln entgegen senden."

„Sie sind ein Kind, Eduard," antwortete der Andere mit einer gewissen Ungeduld. „Drei Menschen! — Sie werden gestehen, daß ich noch sehr nachsichtig bin, wenn ich so spreche," fuhr er dann mit leiser Stimme und einem Seitenblick nach dem Kinde fort. „Drei Menschen gegen mehr, als funfzig! Und das nur, um einer Laune zu genügen! Ich bitte Sie, lassen Sie uns nicht mehr davon sprechen!"

„Doch! — Und sollte ich allein ihnen entgegen gehen, so will ich meine Laune befriedigen."

„Eduard! — ich bin Ihr Oberhaupt, mein Herr, und sage Ihnen, ich will nicht!"

Der ältere der beiden Vettern, den wir mit seinem Kriegsnamen nennen werden, unter welchem er zehn Stunden in die Runde bekannt und von den Blauen gefürchtet war, der Marquis, hatte jene Worte in einem strengen Tone gesagt.

Dann aber wurde seine Stimme mit einem Male ungemein sanft, indem er gegen das Kind gewandt fortfuhr:

„Zanken Sie doch ein Wenig mit Ihrem Bruder, Anna, denn er hat sich in den Kopf gesetzt, das Detachement anzugreifen, welches dort über die Heide kommt."

Der Knabe, oder vielmehr das junge Mädchen, richtete sich bei diesen Worten schnell empor.

„Ein Detachement! Blaue!" rief sie aus, während aus ihrem kaum noch so sanften Auge ein fast grausames Feuer leuchtete. „Aufgesessen! und vorwärts! Eduard hat Recht, mein Herr, und Sie haben, wenn Sie es mir nicht sehr übel nehmen

wollen, großes Unrecht. Vorwärts also! wer mich lieb hat, der folge mir!"

Das eigenwillige Kind hatte sich bereits mit der Leichtigkeit eines Vogels in den Sattel geschwungen und ließ das schöne Pferd mit der Gewandtheit des geübtesten Reiters tanzen.

Der Marquis sah sie mit wehmüthigem Blick an.

„Es würde eine Thorheit sein, welche durch nichts entschuldigt werden könnte, mein Fräulein," sagte er; „ich werde es nicht erlauben."

Das junge Mädchen ließ ihn nicht weiter sprechen.

„Wie es Ihnen beliebt," sagte sie in dem schmollenden Tone eines verhätschelten Kindes. „Auf Wiedersehen also! Komm, Eduard!"

Eduard ging nach seinem Pferde.

Der Marquis erhob sich rasch.

„Bleibt, ich befehle es Euch," sagte er. „Als Brigadier der Armeen im Dienst Seiner Majestät des Königs von Frankreich und Navarra, fordere ich Sie auf, Graf Eduard von Vimar, Hauptmann des besagten Fürsten, und Sie, Chevalier von Vimar, vorgeblichen Freiwilligen in der Compagnie Ihres Bruders, Beide folglich unter meinen unmittelbaren Befehlen, — ich fordere Sie auf, mir bei der Strafe des Ungehorsams noch in diesem selbigen Augenblick zu folgen."

Eduard schien gehorchen zu wollen.

Aber Fräulein von Vimar beantwortete die ernste Aufforderung mit einem höchst unehrerbietigen Gelächter, ließ ihr Pferd eine kühne Courbette ausführen, durch welche sie mit

einem Satze an die Seite des Marquis kam, und sagte zu diesem in schmollendem Tone:

„Herr Marquis, Sie sind gar nicht galant. Ich habe gesagt: Wer mich liebt, der folge mir! Haben Sie das nicht verstanden? — Sie werden dabei nichts gewinnen; ich werde Ihnen nicht gehorchen; das ist ausgemacht — unwiderruflich ausgemacht!" schloß sie dann mit einem recht spottvollen Schnippchen.

Dann fuhr sie in einem ernsten und bestimmten Tone fort:

„Sehen Sie, Heinrich, wenn wir im Lager wären, so würde ich Ihnen gehorchen. Gott verhüte, daß ich ein Beispiel des Ungehorsams geben sollte! Allein dieses Mal kann der Ungehorsam gar keine Folgen haben. — Wohlan denn, wohlan, mein lieber Vetter," — ihre Stimme nahm einen schmeichelnden Ausdruck an — „sein Sie doch ein wenig liebenswürdiger — ich bitte Sie darum! Ein ganz kleines Tempo im kurzen Galopp, dann einen Flintenschuß oder zwei, dann in gestrecktem Galopp wieder davon! Und dann bin ich Ihre ganz gehorsamste Dienerin, mein Herr Brigadier der königlichen Armeen! Es soll keinen gehorsamern Soldaten auf dem Erdenrunde geben, als ich sein werde."

Ohne die Antwort zu erwarten, gab die Amazone nach diesen Worten ihrem Pferde die Sporen.

Mit einem Satze war sie über den Bach dahin und galoppirte dann mit Windesschnelle über die Heide.

„Mein Herr," fragte Eduard, „wir werden doch meine Schwester nicht verlassen?"

Der Marquis hielt es nicht für geeignet, die Bitterkeit zu rügen, welche aus diesen Worten sprach.

„Unverbesserliches Kind!“ murmelte er und maß mit besorgtem Blick die Entfernung, welche ihn bereits von dem jungen Mädchen trennte.

Zu gleicher Zeit folgten er und Eduard der Amazone.

Spartacus und seine Abtheilung sahen erstaunt die Annäherung der jungen Leute.

„Bürger Collot,“ fragte der Hauptmann seinen Lieutenant, „ich bitte Sie, mir zu sagen, was das bedeuten soll.“

„Das sind drei Schmetterlinge,“ antwortete der Gefragte, „welche sich am Lichte verbrennen werden; sonst bedeutet es nichts.“

„Wie schnell sie heran kommen!“ rief Spartacus aus. „Das ist ein Orkan — ein Ungewitter! — Wenn ich nun die Bürger Soldaten bäte, zu schießen?“

Collot wandte seine Augen von den Reitern ab, um einen Blick des Staunens auf seinen Vorgesetzten zu richten.

Seit dem frühen Morgen hatte sich ihm eine Gelegenheit zum Staunen nach der andern dargeboten; dieses Mal glaubte er, daß der neue Hauptmann seinen Spott mit ihm treibe.

Als er indeß in seines Vorgesetzten lammfrommen Zügen eine ernstliche Verlegenheit zu lesen meinte, so antwortete er:

„Bürger, das ist ihre Sache. Ich würde sie noch etwas näher kommen lassen; die Recruten sind schlechte Schützen und ich —“

Bevor er noch seinen Satz beendet hatte, legte der nächste der drei Reiter, derjenige, welcher die Sammetjacke trug und dessen lange blonde Haare in anmuthigen Locken auf seine Schultern hinab fielen, ohne sein Pferd anzuhalten und als spielte er, seine Flinte an.

Der Hut des Lieutenants wurde von einer Kugel durchbohrt, flog ihm vom Kopfe und rollte einige Schritte auf der Heide fort

„Daß Dich der Teufel!" fluchte er und lief seiner Kopfbedeckung nach, „man darf das Volk doch nicht zu nahe kommen lassen!"

Das war ohne Zweifel das erste Mal, daß der gute Spartacus an einem solchen Feste Theil nahm.

So viel ist gewiß, daß seine Haltung der Gefahr gegenüber keineswegs die eines Veteranen war.

Während des Vormittags hatte es der Lieutenant Collot stets auf sich genommen, Feuer zu commandiren.

Als jetzt der Hauptmann die Pflichten seines Ranges seinen eigenen Schultern aufgebürdet sah, wurde er von einer eigenthümlichen Verlegenheit ergriffen.

Indeß waren die Angreifenden auf die Weite eines Pistolenschusses nahe gekommen; es mußte ein Entschluß gefaßt werden.

War es nun Folge der überstandenen Anstrengungen oder irgend einer andern Ursache, kurz, die Stimme des Hauptmann Spartacus zitterte merklich, als er die ungewöhnliche Anrede an seine Truppen hielt:

„Bürger Soldaten! ich meine, daß es Zeit ist, zu schießen!"

„Achtung! — Angelegt! — Feuer!" schrie in demselben Augenblick der Lieutenant Collot, der indeß seine Kopfbedeckung wieder erlangt hatte.

„Ganz recht! das war es eben, was ich sagen wollte," bemerkte der Hauptmann, welcher durch die Gegenwart seines rechten Armes wieder ein Wenig ermuthigt war.

Aber seine Stimme verlor sich unter dem Knall der Gewehre, und von diesem Augenblick an besaßen die Soldaten nur eine sehr geringe Meinung von seinem Muthe.

Bei dem Commando wandten die Angreifenden ihre Pferde und ließen sie bald rechts, bald links tanzen, während sie sich zu gleicher Zeit schnell entfernten.

Als aber die Gewehre abgeschossen waren, da sahen die Blauen pfeilschnell die drei jungen Leute zurückkehren, und ehe noch die Gewehre von Neuem geladen waren, befanden sich die drei Reiter schon wieder in halber Schußweite.

Drei Schüsse gingen zu gleicher Zeit los, und drei Soldaten stürzten.

Dann gelangte eine jugendliche und zarte Stimme zu den Ohren der Republikaner.

„Gruß und Brüderlichkeit, Bürger!" rief diese Stimme. „Gruß für Euch Alle! Wir haben noch drei Schüsse; allein wenn wir uns einfallen ließen, in solcher Weise Euere kostbaren Lebenslichter zu verschwenden, so würden wir zu schnell das Ende erleben. — Vertheidiger des Vaterlandes, auf das Vergnügen, Euch wieder zu sehen!"

„Bandit! Warte doch!" heulte Collot, der vor Wuth schäumte.

Das junge Mädchen hörte seine Worte.

In Folge einer thörichten Keckheit entfernte sie sich nicht etwa mit ihren beiden Gefährten, sondern kam noch einige Schritte näher heran.

Sie öffnete schon den Mund, um von Neuem höhnende Worte laut werden zu lassen, als der Lieutenant verstohlen seine

Pistolen spannte, dann mit aller Genauigkeit, deren er fähig war, nach ihr zielte und abdrückte.

Das Pferd des Kindes machte einen wilden Sprung; Roß und Reiter stürzten zu gleicher Zeit.

Bei dem Knall der Pistole wandten sich die beiden Fliehenden.

„Anna! meine Schwester!" schrie Eduard.

„Das hatte ich befürchtet!" sagte der Marquis mit Bitterkeit. „Versuchen wir ihre Rettung, aber mit Klugheit! Bedenken Sie, daß alle Hoffnung der Befreiung für sie vorloren ist, wenn wir gefangen genommen werden."

In gestrecktem Galopp waren sie binnen wenigen Secunden zu dem jungen Mädchen zurück gelangt.

Aber die Soldaten, welche demselben näher gewesen waren, langten zu gleicher Zeit an.

Indeß streckten die beiden Schüsse, welche die Royalisten noch in ihren Gewehren hatten, die ersten Republikaner nieder; der Marquis ergriff bereits seine schöne Cousine, als die Kugel aus der zweiten Pistole des Lieutenants den Hals seines Pferdes streifte

Das Thier bäumte sich und schoß dann mit der Schnelligkeit eines Blitzes davon.

Eduard, der allein geblieben und bereits von allen Seiten umzingelt war, sprengte zwischen den Soldaten des Convents hindurch und holte mit Wuth im Herzen seinen Vetter wieder ein.

Einige Zeit beunruhigten sie das Detachement; mehr als ein Blauer fiel noch, bevor der Saum des Waldes erreicht wurde.

Als sie aber an dem Walde angelangt waren, da erhob

der Lieutenant Collot seine donnernde Stimme und gelobte, daß, wenn noch ein Flintenschuß fiele, der Gefangene niedergesäbelt werden würde.

Da sah man denn die beiden Chouans sogleich hinter den Bäumen verschwinden.

Ohne weitere Unfälle gelangte das Detachement, welches acht oder zehn Mann verloren hatte, an den Ort seiner Bestimmung.

---

## 3.

Eine Stunde im Nordwesten von Gacilly, mitten in dem dichtesten Theile des Neuen Waldes, befindet sich eine weite Blöße, durch welche eine tiefe vom Wasser ausgeschlämmte Schlucht zieht.

Die Ufer dieser Schlucht, welche sich jähe und steil, an manchen Stellen sogar oben überhängend erheben, tragen auf ihrer Höhe ein so dicht verwachsenes Gebüsch, daß das Auge dasselbe nicht zu durchblicken vermag, sondern jede Durchsicht von dem Gebüsch, welches den mehr als dreißig Fuß tiefen Abgrund birgt, unmöglich gemacht wird.

Das ist der Bocksprung.

Zur Erklärung dieses Namens erzählt man sich in der dortigen Gegend seit unvordenklichen Zeiten, es habe einst ein Ritter in voller Waffenrüstung und auf seinem Schlachtenrosse einen Bock verfolgt, der aber der Satan in eigner Person gewesen sei. Der Bock sei über die Schlucht hinweggesprungen, und der Ritter habe ihm nachsetzen wollen, um ihn zu erreichen, sei aber unter dem Hohngelächter des Bösen, der ihm von dem entgegen-

gesetzten Ufer her seine Hörner gezeigt habe, zerschmettert in die Tiefe gestürzt.

Man zeigt noch die Stelle, wo Satan aufgetreten sein soll, um den Sprung zu thun.

Sein Fuß hat einen Eindruck in dem Felsen zurückgelassen: fünf Zehen von vollendeter Ausführung und von Meisterhand eingemeißelt.

Nicht fern von dieser Stelle, welche so ziemlich die Mitte der Lichtung bildet, erhebt sich ein ungeheuerer viereckiger Stein, welcher auf vier riesigen Stützen liegt.

Die Bewohner der dortigen Gegend nennen ihn die Heidentafel, ohne Zweifel in Folge einer alten Ueberlieferung von dem ehemaligen Gebrauch desselben.

Diese Tafel ist in der That ein celtisches Denkmal, wahrscheinlich ein Altar, der vordem zu den gottesdienstlichen Feierlichkeiten der Druiden diente.

Die Bauern des Morbihan sind überzeugt, daß es bei diesem Steine umgeht, das heißt: daß die Seelen der Verstorbenen diesen Ort lieben und gern ihre nächtlichen Zusammenkünfte hier abhalten.

Daher spricht auch Niemand von diesem Orte, ohne sich vorher zu bekreuzigen.

Durch nichts in der Welt könnte Jemand bewogen werden, sich diesem Orte zu nähern, sobald es Nacht geworden ist.

In der Tiefe der Schlucht, welche senkrecht unter der Tafel abfällt, befindet sich eine Aushöhlung von beträchtlicher Ausdehnung: ist es ein altes unterirdisches Bett des Flusses, welches derselbe seit Jahrhunderten verlassen hat, um seinem gegenwärtigen Lauf zu folgen? ist es eine Ergänzung der celtischen Tafel,

der geheimnißvolle Tempel, in welchem die blutigen Opfer der Druiden vollbracht wurden?

Die letztere Hypothese ist die wahrscheinlichere.

Welches aber auch der Ursprung dieser Höhle sein mag, so eignet sie sich jedenfalls ganz vorzüglich für die Zusammenkünfte einer verfolgten Secte: ihre Oeffnung ist niedrig und von so vielen Dornen und Brombeeren überwuchert, daß man zehn Mal durch die Schlucht gehen kann, ohne sie zu finden, wenn man sie nicht kannte.

Uebrigens würde auch schon das Wasser, welches während der größern Hälfte des Jahres in der Schlucht stand, hingereicht haben, um jeden Gedanken fern zu halten, daß an diesem Orte eine menschliche Wohnung sein könne.

Wenn jedoch am 15. August 1793, eine Stunde nach den von uns erzählten Ereignissen, der Zufall oder der Verrath Jemanden erlaubt hätte, einen neugierigen Blick in die von Dornen verwachsene Oeffnung zu werfen, so würde ihn ein eben so seltsames, wie belebtes Schauspiel überrascht haben.

Die Höhle war von länglicher Form.

An den beiden Seiten, längs der feuchten Wände, erstreckten sich Strohlager, welche von der Breite waren, wie ein Mensch lang ist, und die in gleichen Zwischenräumen niedergelegen waren.

An dem einen Ende dieses großen Divan standen fünf oder sechs Zelte oder Abschläge, die von grober Leinwand gebildet waren; an dem andern befand sich eine Raufe für etwa zwölf Pferde.

Ueber den verschiedenen niedergelegenen Plätzen hingen an hölzernen Haken, welche in den Felsen hineingetrieben waren,

bald Jagdbüchsen mit kostbarer Verzierung, bald lange und schmale Vogelflinten, bisweilen auch eine Donnerbüchse von Kupfer mit erweiterter Mündung, am häufigsten jedoch Soldaten-Musketen.

Der Rest der Ausstattung bestand in hinkenden Schemeln, in irdenen Gefäßen u. s. w.

Auch schwere, kaum aus dem Gröbsten gearbeitete Eichentische, wie sie in den Bauerhäusern vorkommen, sah man.

Zu jeder Seite des Einganges stand eine Schildwache in leinener Bluse, leinenen Beinkleidern, welche auf die breiten Schuh hinabreichten, und mit der Flinte auf der Schulter.

Das Auge des Neugierigen würde jedoch über alle diese materiellen Einzelheiten hinweggeschweift sein, denn die Scene, von welcher dasselbe hauptsächlich gefesselt wäre, trug sich in dem fernsten Theile der Grotte zu.

Dort sah man keine Waffen, nichts von dem, was an das abenteuernde und blutige Leben des Soldaten erinnern konnte.

Man sah einen großen Stein, der mit einem Tuche überdeckt war, auf dem Steine einen Crucifix.

Und rundherum lagen etwa hundert und funfzig Bauern auf den Knieen, tief versunken in frommer Andacht.

Vor dem Steine, diesem ländlichen Altare, welcher an jedem Morgen diente, die heilige Messe zu feiern, stand der ehemalige Pfarrer von Gacilly, ein Greis mit ehrwürdiger Stirn, und psalmodirte langsam einen Vers des Hohenliedes.

Jedes Mitglied der Versammlung, beseelt von einem gleich lebhaften und aufrichtigen Glauben, milderte seine rauhe Stimme, um mit dem folgenden Verse zu antworten; man sang die Ves-

per in dem Heidenloch, und das war am Tage Mariä Himmelfahrt im Jahre 1793.

Gott verhüte, daß wir das Erhabene hier zu einer malerischen Schilderung mißbrauchen sollten!

Wie könnten wir es übrigens auch wagen, die Einzelheiten dieser Scene wiederzugeben, ohne die großartige und einfache Poesie derselben zu verhunzen.

Jener alte Geistliche, der mit Feuer das Lob des Allerhöchsten pries, während jegliches Elend, jegliche Entbehrung auf den letzten Tagen seines Lebens lasteten; jene reinen und kräftigen Männer, deren ganzes Dasein mit zwei Worten ausgedrückt wird: beten und kämpfen; die ihren auf dem Altare der heiligen Anna von Auray geweihten Rosenkranz nur aus der Hand legten, um die über ihrem Lager hängende Waffe zu ergreifen, die, siegend oder sterbend, jenen beiden so bewunderswürdigen, von jeder menschlichen Selbstsucht so reinen Grundsätzen huldigten: der Treue gegen ein gefallenes Königshaus, dem Glauben an den verkannten Christus; jene Frauen, die eine in unsern Tagen nicht mehr übliche Tugend bewiesen, indem sie ihren Brüdern, ihren Gatten in den Tod folgten; sie Alle, Priester, Bauern, Edelleute, Frauen, wurden mit einem gemeinsamen Namen in der Geschichte bezeichnet: man nannte sie Chouans.

Ihren Heldenmuth zu preisen, würde vergebliche Mühe sein; sie bedürfen unserer Lobsprüche so wenig, wie sie von den tadelnden Urtheilen einiger Wenigen betroffen werden können.

Ihr Lohn ist nicht von dieser Welt.

Es geschah sicherlich nicht, um Stoff zu Epopöen zu gewähren, daß sie dem ungläubigen und entehrten Frankreich ein

Beispiel der ritterlichsten Ehrenhaftigkeit und der rührendsten Treue gaben.

Die in dem Heidenloch versammelten Chouans waren die Reste einer zahlreichen Bande, welche fast aus den gesammten Vasallen und Hörigen des Marquis bestanden hatte.

Dieser, ein leidenschaftlicher Bewunderer des Herrn von la Rouarie, hatte gleich von vorn herein die ganze Tragweite der sinnreichen und gewaltigen Combinationen des Begründers der bretonischen Association begriffen.

Da er Andere nur nach sich beurtheilte, so hatte er den Beifall ernstlich genommen, welcher sich auf allen Seiten erhob, als Herr von la Rouarie in den Versammlungen des Adels seine Pläne einer militärischen Organisation entwickelte.

Aber nur sehr Wenige brachten jene Pläne zur Ausführung; viele handelten in diametral entgegengesetzter Weise; und dennoch zweifelte der Marquis nicht am Erfolge.

Nachdem er auf seine Besitzungen zurückgekommen war, rief er seine Mannen zwar nicht geradezu auf, aber er setzte sie doch in den Stand, sich bei dem ersten Signal bewaffnet zeigen zu können.

Der ganze so geschickt entworfene Plan des Herrn von la Rouarie scheiterte jedoch, wie Jedermann weiß Die eifersüchtigen Empfindeleien der untergeordneten Anführer, die Albernheit, die Schwäche oder der schlecht geleitete Eifer Einiger, der Verrath des königlichen Agenten auf Jersey, das Alles vereinigte sich, um das Unternehmen zu vereiteln.

La Rouarie starb vor Kummer, aber seine gewaltige Arbeit sollte doch nicht ganz ohne Resultat bleiben.

Als die Soldaten des Convents nach allen Richtungen die

Bretagne durchzogen, da fanden sie in gewissen Gemeinden einen eben so hartnäckigen, wie unerwarteten Widerstand; man konnte sich überzeugen, wie wirksam ein allgemeiner und nach gleichem Plane organisirter Widerstand gewesen sein würde.

Wenn diejenigen Districte, welche den Anordnungen des Herrn von la Rouarie gefolgt waren, obgleich sie von geringer Bedeutung und weit von einander getrennt waren, bereits der Republik ungeheuere Verluste verursachten, so wäre gewiß das Resultat einer gemeinsamen und von einem verständigen Oberhaupt geleiteten Erhebung ein außerordentliches gewesen.

Als das erste Detachement der Blauen erschien, um Carentoir und Gacilly zu besetzen, da läuteten die Sturmglocken in allen benachbarten Gemeinden, und in einem Augenblick sah sich der Marquis an der Spitze von mehr als tausend Mann.

Er kämpfte lange und kämpfte mit Kraft, aber die Blauen erhielten fortwährend Verstärkungen, und in dem Augenblick, in welchem unsere Erzählung beginnt, bestand seine Truppe nur noch aus 150 Mann.

Das war sehr wenig, um sich zu vertheidigen, und sicherlich noch mehr zu wenig, um zu siegen; allein der Marquis nährte noch immer die Hoffnung, daß sich das Morbihan und der Bezirk der Ille und Vilaine in Masse erheben würden; er blieb an seinem Posten, um nöthigenfalls die Erhebung zu unterstützen.

Die Vesper war fast beendigt, als Eduard und der Marquis von ihrer unglücklichen Expedition zurückkehrten.

Bei ihrem Eintritt in die Grotte bewirkte das Geräusch ihrer Schritte kaum, daß einige wenige Frauen ihre Köpfe erhoben; sobald auch sie schweigend niedergeknieet waren, fuhr die

Versammlung fort, das Fest der gebenedeiten Jungfrau mit Andacht und Inbrunst zu feiern.

Als der letzte Psalm unter dem Gewölbe verhallt war, da warf sich der Pfarrer vor dem Altare auf die Kniee und sagte:

„Meine Brüder! laßt uns auch der Todten nicht vergessen. Laßt uns mit andächtiger Inbrunst für sie beten, damit auch für uns, wenn dereinst an uns die Reihe gekommen sein wird, mit Andacht gebetet werde. Wir wollen das **De profundis** singen für die Ruhe der Seelen von ...“

Hier folgte eine lange Liste von Namen, oft genug unterbrochen von einem schmerzhaften Seufzer, der aus der Brust eines Vaters, eines Bruders kam, oder von dem erstickten Schluchzen der Frauen, welche auf der andern Seite der Grotte knieeten

Nachdem die Liste erschöpft war, stimmte der Priester das **De profundis** an.

Die Chouans, welche gewöhnt waren, jeden Tag als ihren letzten anzusehen, stimmten mit frommer Andacht in den Todtenhymnus ein. Dann ertheilte der Priester den Segen und Alle erhoben sich.

Der Marquis verließ zuerst die Grotte und ließ seine Truppe in der Tiefe der Schlucht antreten.

„Funfzig Mann und ein neuer Hauptmann kommen heute Abend nach Gacilly,“ sagte er. „Der Angriff wird heute Nacht nicht stattfinden.“

Dann überblickte er die Reihen und schien eine Wahl zu treffen.

„Jean Huber! Jean Balaguy! Joson Guer! Michel Mesrou!"

Vier Chouans traten schweigend vor; der Marquis fuhr fort, die Truppe anzureden:

„Begebt Euch zur Ruhe, meine Söhne, und schlaft für zwei Nächte. Morgen werdet Ihr wachen müssen."

Nachdem die Menge in die Höhle zurückgekehrt war, befand sich der Marquis allein mit dem Priester, Eduard und den vier Männern, welche er gewählt hatte.

Er warf den letztern einen sehr bedeutungsvollen Blick zu.

„Fräulein Anna ist gefangen," sagte er.

„Gefangen!" wiederholten die vier Bauern, wie mit einem Munde.

Ihre Augen befragten den jungen Graf von Vimar, als hätten sie von ihm eine Widerlegung der traurigen Nachricht zu vernehmen gehofft.

Eduard verstand sie und antwortete mit gesenktem Blicke:

„Meine Schwester ist in Gacilly!"

„Ach! Herr Marquis, das ist ein sehr schreckliches Ereigniß," sagte der alte Priester gerührt. „Das liebe Fräulein! Wie ist denn das gekommen?"

„Herr Rector," antwortete der Marquis, dessen Stimme seine Ungeduld verrieth, „es würde zu lange aufhalten, wollte ich Ihnen das erzählen. Das Uebel ist geschehen, und die Hauptsache ist nun, daß wir es wieder gut machen, ohne viel Zeit zu verlieren. Das junge Mädchen ist hartnäckig; es wird gewiß nicht verrathen, wer es ist, und die Blauen geben keine Gnade —"

Eduard erbebte vom Kopf bis zu den Füßen; die Bauern aber sagten zu gleicher Zeit:

„Was sollen wir thun, Herr Marquis? Gerechter Gott! was sollen wir thun? Wir sind zu Allem bereit. Gefangen! unser armes Fräulein! — Nein, Herr Graf, Sie müssen nicht so weinen, — wir werden sie retten!"

Der Graf hatte in der That sein Gesicht mit den Händen bedeckt; der Gedanke, daß seine Schwester ermordet sein könne, hatte sein Herz wie ein Dolchstoß durchbohrt; er weinte.

„Eduard," sagte der Marquis, „Sie werden sich zur Ruhe begeben. Was zu thun ist, geht mich und diese braven Männer an."

Der junge Graf erhob rasch sein Haupt.

„Ach! es kann Ihr Ernst nicht sein, daß Sie mir diesen Befehl geben," rief er aus, denn er fühlte sich empört bei dem Gedanken, in dem Lager zu bleiben, während Andere den Gefahren trotzten, um seine Schwester zu retten; — „das ist unmöglich, mein Herr!"

„Eduard," sagte der Marquis mit leiser Stimme, „Sie sind mir heute schon ein Mal ungehorsam gewesen; Sie wissen, was daraus entsprungen ist!"

Dann fuhr er mit lauter Stimme fort:

„Ich bitte Sie, verlassen Sie uns, Herr Graf."

Dieser bestimmte Befehl erlaubte keine Widerrede. Eduard gehorchte, aber ehe er ging, sagte er noch:

„Das ist eine grundlose Grausamkeit, mein Herr. Erinnern Sie sich, daß ich das Recht haben werde, Rechenschaft über das, was Sie heute Abend thun, von Ihnen zu verlangen, wenn ein Unglück geschehen sollte."

Der Marquis verneigte sich kalt.

Dann nahm er, nachdem Eduard gegangen war, den Pfarrer von Gacilly auf die Seite.

„Herr Rector," sagte er, „dieses arme Kind macht mir großen Kummer; wollen Sie es nicht übernehmen, dasselbe zu trösten?"

Der Priester folgte Eduard.

Der Marquis hatte diesen Augenblick erwartet. Er trat jetzt in die Mitte der vier Männer und betrachtete sie, Einen nach dem Andern, mit einem Blick, in welchem sich jenes unbegrenzte Vertrauen aussprach, welches jeden Häuptling der Chouans mit seinen Burschen verband. Dann sagte er ohne weitere Einleitung zu ihnen:

„Man kann fast wetten, daß die, welche heute Abend nach Gacilly gehen, nicht wieder zurückkehren werden. Wollt Ihr mir folgen?"

„O! Herr Marquis, das wissen Sie!"

„Das ist wahr, meine Braven, allein dieses Mal mußte ich Euch die Gefahr zeigen. Das Unglück des Fräulein von Bimar geht nur ihre Verwandten und Freunde an, während Euer Leben von Euch zu verlangen, nur Seine Majestät das Recht hat. Deßwegen habe ich mich Euch übergeben; nicht Einer würde sich geweigert haben, mir zu folgen; aber vor allen Dingen bin ich der Anführer einer königlich gesinnten Truppe und kann dieselbe nur zum Nutzen des Königs verwenden."

Es würde vielleicht etwas gewagt sein, wenn wir behaupten wollten, daß die Chouans diese Unterscheidungen vollkommen begriffen hätten; so viel ist gewiß, daß sie mit Frömmigkeit ihre Hüte berührten, als der Name seiner Majestät genannt wurde,

und daß sie den Schluß mit ernster und feierlicher Ergebung anhörten.

„Wir werden also allein gehen," fuhr der Marquis fort; „und Du, Hubert, nimmst Deine Flinte. Euch Uebrigen gebe ich Messer; andere Waffen werdet Ihr nicht mitnehmen. Das Gelingen meines Plans erheischt die größte Stille; nicht ein Schuß darf fallen. Nun schlaft eine Stunde oder zwei; ich werde Euch wecken, sobald es Zeit sein wird."

Die vier Chouans bogen schweigend das Gesträuch zur Seite, welches den Eingang der Grotte deckte. Ihr Anführer blieb allein zurück und stützte sich auf den verkrüppelten Stamm einer alten Eiche, welche es versucht hatte, der Luft und der Sonne beraubt in dieser Schlucht zu wachsen.

Mehre Stunden vergingen so, ohne daß der Marquis seine Haltung änderte.

Während dieser langen Zeit war seine Regungslosigkeit eine so große, daß man ihn für eine Statue hätte halten können, wenn nicht bisweilen seine Brust von einem schmerzlichen und tiefen Seufzer gehoben wäre, und damit verrathen hätte, daß sich hinter dieser anscheinenden äußern Ruhe eine große innere Aufregung berge.

Er befand sich in der That in einer großen Unentschlossenheit.

Sein ferneres Verhalten, das, was er zu thun hatte, um mit möglichstem Nutzen der Sache zu dienen, welcher er sich mit Leib und Seele gewidmet hatte, das gewährte ihm täglich Stoff zu ernstlichen Betrachtungen; aber in der heutigen Nacht wurden seine Bedenken noch durch die Gefangenschaft des Fräulein von Vimar vermehrt.

Er war gezwungen, sich zu bekennen, daß seine Schaar ungenügend sei, die Blauen aus dem Gau zu vertreiben. Die Zahl der Chouans mehrte sich allerdings mit jedem Tage, allein diese neuen Feinde des Convents hatten nur den Namen und die Unerschrockenheit mit den alten Chouans gemein.

Es waren das bald alleinstehende Männer, welche beraubt oder beleidigt von den Republikanern, denselben einen Krieg auf Leben und Tod erklärt hatten, und aus Hinterhalten auf den Heiden bei Tag und bei Nacht dem Leben ihrer Opfer nachtrachteten; bald kleine Banden von zehn, funfzehn oder höchstens zwanzig Mann, welche die Blauen bekämpften, aber gelegentlich auch die Schlösser der königlich Gesinnten plünderten, übrigens ohne irgend einen gemeinschaftlichen Plan verfuhren und geneigter waren, sich gegenseitig zu vernichten, als Beistand zu leisten.

Der Marquis wußte recht wohl, daß die königliche Partei keine Aussichten auf Erfolg in der Bretagne mehr habe; er kannte die außerordentlichen Fortschritte der edlen Vendeer, denn der Marquis von Elbee, mit welchem er einen Briefwechsel unterhielt, bedrängte ihn fortwährend, sich mit seinem Corps zu vereinigen.

Daher hatte er an dem vergangenen Tage beschlossen, einen letzten Versuch gegen Gacilly zu unternehmen und alsdann über die Loire zu gehen, um sich mit der katholischen Armee zu vereinigen.

Inmitten dieses an stets neuen Gefahren reichen Lebens hatte Anna's beständige Gegenwart, ihre seltene Schönheit, die ausnahmsweise Richtung ihres verwegen romanhaften Geistes einen tiefen Eindruck auf den Marquis hervorgebracht. Ehe er

noch daran hatte denken können, sich gegen seine aufkeimende Liebe zu sichern, hatte er sich allmählich gestehen müssen, daß ihm Fräulein von Vimar sehr lieb sei. Dann hatte dieses Gefühl zu tiefe Wurzeln getrieben, als daß er noch an eine Bekämpfung desselben hätte denken können.

In dem Grade, wie seine Liebe wuchs, erfüllte ihn Anna's abenteuerndes Leben mit größerm Kummer, denn sie begann die sanftern Neigungen ihres Geschlechts zu vergessen. Er betrachtete bereits ihre außergewöhnliche Kühnheit als einen Fehler, obschon ihr durchaus männlicher Muth es jedenfalls gewesen war, welcher die ersten Fesseln um sein Herz geschlungen hatte.

Er verwünschte diesen ungelegenen Heldenmuth um so mehr, als er in demselben das allerdings am wenigsten ernstliche, aber dennoch unübersteiglichste Hinderniß seiner Vereinigung mit Herrn von Elbee erblickte.

Nur in der Mitte der Bande des Heidenloches, welche aus den Vasallen des Marquis und denen des Hauses Vimar bestand, konnte sich Anna ihren bizarren Neigungen überlassen. Die guten Chouans der Bretagne bewunderten sie, beteten sie an, achteten sie einer Heiligen gleich; allein was würde anderwärts, in den Reihen der großen königlichen Armee aus der armen Amazone geworden sein?

Besonders dieses letzte Bedenken, so geringfügig es auch an und für sich war, quälte den Marquis in hohem Grade.

Den Vorwürfen seines Gewissens hatte er Anna's Gefangenschaft entgegen zu setzen; konnte und durfte er sie in den Händen der Blauen lassen? Würde aber auf der andern Seite dieses Unglück sich ereignet haben, wenn er seiner Schwäche hätte

Schweigen gebieten können und diese unnützen und gefährlichen Scharmützel in der Bretagne edlern Kämpfen zum Opfer gebracht hätte?

Er zürnte sich, daß er seine Pflichten gegen den König durch seine Liebe zu einem Kinde habe aufwägen lassen; er schämte sich vor sich selbst.

Und dann, o seltsames Ding! verschwanden auf ein Mal Zorn und Scham, wie ein Hauch, um der träumerischen und schwermüthigen Wehmuth einer höchst idyllischen Liebe Platz zu machen, und er richtete jene Frage an sich, welche die ewige Qual aller Derer ist, die ihr Glück von den Launen eines Weibes abhängig machen:

„Liebt sie mich?"

Seine Schwärmerei, welche durch die Stille und die Einsamkeit begünstigt wurde, drohte noch länger fortzudauern, als zum Glück für seine Geliebte, der seine schmachtenden Träumereien nur wenig nützen konnten, plötzlich ein Strahl des Mondes sich durch das Gebüsch am Rande der Schlucht Bahn brach und unmittelbar sein Antlitz traf.

Der Marquis erschrak, allein ehe er noch Zeit gehabt hatte, sich von der Ursache dieser Erscheinung zu überzeugen, schloß sich das Gebüsch wieder, der Strahl des Mondes verschwand und ein schwerer Körper fiel in die Tiefe herab.

„Erschrecken Sie nicht, Herr Marquis," sagte zu gleicher Zeit Hubers Stimme, „er muß mausetodt sein. Aber überzeugen Sie sich dennoch, wenn Sie die Güte haben wollen. Die Schufte haben ein zähes Leben."

Huber langte in diesem Augenblick in der Tiefe der Schlucht an.

„Es ist Mathurin Caignel, mit Ehren zu vermelden, Herr Marquis," sagte er ruhig.

„Und warum hast Du ihn ermordet, Unglücklicher?"

„Verdammt! er war ein Schurke; ich habe den ganzen Tag auf ihn gewartet und ihn endlich heute Nacht getroffen."

„Aber wer sagte Dir denn, daß er ein Verräther sei?"

„Sie müssen ihn nicht beobachtet haben, sonst würden Sie das Blitzen seiner zinnernen Knöpfe bemerkt haben. Caignel war ein Blauer geworden, mit Respect zu vermelden, Herr Marquis."

Der Marquis bestrafte mit Strenge dergleichen isolirte Mordthaten, welche unnützer Weise eine Partei entehren; aber in diesem Falle war der Verrath in die Augen springend; Huber hatte wahrscheinlich das ganze Häuflein aus einer drohenden Gefahr errettet.

Dennoch fragte der Marquis in einem strengen Tone:

„Warum hast Du das Lager ohne meinen Befehl verlassen?"

„Verdammt!" stammelte der Bursche, indem er seinen Strohhut zwischen seinen Fingern drehte.

„Du wirst bestraft werden; ein nächtlicher Mord entehrt die Truppen seiner Majestät."

„O! — Herr Marquis!"

Der Chouan, welcher sein Leben gewagt hatte, um einen Feind anzugreifen, der gewiß auf seiner Hut gewesen war, fand nur diesen Ausruf des Schmerzes, um den vielleicht ungerechten Vorwurf seines Vorgesetzten zurückzuweisen.

„Wie! so weit ist die Nacht schon vorgeschritten!" rief darauf der Letztere aus, nachdem er die Feder seiner Repetiruhr

gedrückt hatte; „bereits halb Zwölf! Gott gebe, daß es nicht schon zu spät ist!“

Er trat leise mit Huber in die Grotte und weckte die drei andern Gefährten der Expedition, welche neben einander schliefen und laut schnarchten.

Er ließ sie in seinen Verschlag treten und gab ihnen nach seinem Versprechen scharfe und spitze Messer, worauf alle Fünf gingen und das Ufer der Schlucht erklimmten, um alsdann in der Richtung nach Gacilly fortzugehen.

Sie verfolgten schweigend, aber mit raschen Schritten ihren Weg; die Blauen sandten oft Kundschafter in den Wald, und auch der Ueberläufer Caignel, welchen Huber zehn Schritte von dem Heidenloche überrascht hatte, war ein solcher gewesen; das geringste Geräusch konnte daher zu einem Verräther werden.

Der Neue Wald erstreckt sich bis auf eine Viertelstunde von Gacilly. Eine halbe Stunde lang waren unsere kühnen Wanderer, welche von dem grünen Dom gedeckt wurden, der sich über ihren Häuptern schloß, gegangen, ohne den dichten, undurchsichtigen Nebel zu bemerken, der die Ebene einzuhüllen begann.

Wenige Schritte von dem Saume des Waldes blieb der Marquis erst stehen und sagte:

„Dieser Nebel begünstigt uns; der Mond hat sich nur darum versteckt, daß er uns nicht verrathe. Nun hört mich an und merkt Euch, was ich Euch sagen werde. – Du, Huber, wirst uns hier verlassen; Du schlägst den Weg über Carentoir ein und gehst dann um Gacilly herum, damit Du von der entgegengesetzten Seite kommst. Tritt mir näher.“

Der Marquis sagte ihm einige Worte in das Ohr und fuhr dann fort:

„Du verstehst mich; es ist nicht nöthig, dem Menschen das Leben zu nehmen.“

„O!“ entgegnete Huber offenbar mißgestimmt; „damit wäre doch wieder Einer weniger!“

„Du wirst ihm das Leben nicht nehmen, — geh!“

Der Bauer ging.

„Was uns betrifft, Burschen,“ fuhr dann der Marquis fort, „so haben wir ebenfalls unsere Aufgabe. Huber ist ein verständiger Mann, und ich hoffe mit seiner Hilfe bis zu Fräulein von Vimar zu gelangen; allein das ist noch nicht Alles: wir müssen auch auf unsere Rückkehr denken. Ich kenne den Lieutenant Collot; bei dem mindesten Lärm sendet er Patrouillen auf die Heide. Dennoch, meine Jungen, müssen wir Fräulein Anna retten.“

„Das ist gewiß,“ sagten die drei Bauern.

„Wenn weiter nichts nöthig ist, als vorzutreten und die für sie bestimmten Kugeln aufzufangen,“ sagte Jean Balagui, ein Riese, der über sechs Fuß groß war, und dessen Muth und noch gewaltigere Kraft nicht nur unter den Leuten des Marquis, sondern auch unter den Blauen anerkannt waren, „so bin ich da, Jean Balagui.“

Der Marquis richtete einen zufriedenen Blick auf die knotigen Glieder des Athleten.

„Es ist gut,“ sagte er, „Du wirst Fräulein Anna während des Rückzugs allein beschützen; bist Du zufrieden?“

„Das bin ich, Jean Balagui!“ antwortete der Bursche und richtete seinen gigantischen Torso empor.

„Bei dem ersten Alarm nimmst Du Fräulein von Vimar auf Deine Arme und entfliehst mit ihr, ohne ein Wort zu sagen. — Ihr aber," fuhr dann der Marquis fort, indem er sich an die beiden andern wandte, „Ihr entflieht unter lautem Geschrei nach der entgegengesetzten Richtung. — Ihr müßt die Verfolger auf Euch lenken, Joson und Michel, und Euere Aufgabe ist demnach die gefahrvollste. Wollt Ihr dieselbe auf Euch nehmen?"

Die beiden Chouans antworteten mit einem einstimmigen Ja, und dieses einfache Wort aus ihrem Munde war dem Marquis mehr werth, als der feierlichste Eid.

„So stehe uns denn Gott bei!" sagte er. „Vorwärts, meine Jungen, haltet den Athem an und macht Euch klein."

Sie betraten die Heide; ihr Gang wurde langsamer und die sorgfältigste Vorsicht ergriffen, um jedes Geräusch zu vermeiden. Daher hatten sie fast eine Stunde nöthig, um den kleinen Raum zu durchschreiten, welcher den Neuen Wald von dem Oust trennt, der an den letzten Häusern von Gacilly vorüberfließt. Um die Brücke zu vermeiden, auf welcher jedenfalls eine Schildwache stehen mußte, wateten sie durch den Fluß, worauf die kleine Truppe den ansteigenden und steinigen Weg betrat, welcher an den Häusern des Kirchhofs entlang nach der Mitte der Stadt führt. An der Ecke dieser Mauer ließ der Marquis Halt machen; von dieser Stelle aus konnte er das Gefängniß seiner jungen Base sehen, so wie auch die Wache, welche vor der Thür desselben stand.

Hubers Aufgabe war von durchaus anderer Art, wie es scheint. Sobald er den ihm aufgegebenen Umweg gemacht hatte, begann er einen großen Lärm in dem Dickicht zu machen, indem

er die Stimmen mehrer Männer nachahmte und mit dem Laufe seiner Flinte an alle Büsche schlug. Auf der Seite, von welcher er sich der Stadt näherte, reichte der Wald fast bis an Gacilly, und der Chouan war kaum einen halben Büchsenschuß entfernt, als die Schildwache ihr erstes Qui vive! rief. Er antwortete nicht, sondern setzte ruhig sein Verfahren fort, indem er sich dabei so näherte, daß stets ein dicker Baum, welchen er undeutlich durch den Nebel sah, zwischen ihm und der Schildwache blieb.

„Qui vive!" rief abermals der republikanische Soldat.

Der Chouan hörte denselben seine Flinte spannen.

„Mach Dir keine Mühe, mein Guter," brummte er und machte einen noch größern Lärm.

„Qui vive!" wiederholte die Schildwache zum dritten Male.

„Angelegt! Feuer!" rief Huber und lachte laut auf.

In demselben Augenblick fühlte er den Wind einer Kugel, welche dicht an seiner Wange vorüber pfiff

„Ich war also nicht gedeckt!" sagte er mit großer Kaltblütigkeit. „Es scheint, als lernten dem Teufel seine Blauen das Zielen."

Dann bog er zwei von seinen Fingern, nahm sie zwischen die Lippen und ließ jenes scharfe, langgedehnte Pfeifen erschallen, welches, ein schreckliches Signal, den Blauen nur zu bekannt war.

Gleich darauf rief er:

„Ohe! Jungen! hierher!"

Er schoß seine Flinte in die Luft ab und murmelte dabei:

„Schade! wenn man auf solche Weise eine Kugel und einen Schuß des besten Pulvers verlieren muß, während man funf-

zig Schritt von einem Plattfuß steht! — Der Herr Marquis hat oft närrische Einfälle, aber er scherzt nicht!"

Huber hatte sich erst seit kurzer Zeit der Bande im Heidenloche zugesellt. Vorher hatte er für eigene Rechnung als Dilettant Krieg geführt. Er war damals einer von jenen isolirten Chouans, welche endlos die Blauen im Athem erhielten und ihnen vielleicht mehr Schaden zufügten, als die organisirten Banden. Zu jener Zeit zog sich Huber des Nachts in sein Haus zurück, in welchem seine Frau zu Anfang des Krieges von den Republikanern gemeuchelt war.

Eines Tages zündeten aber die Letztern seine Hütte an, und der Chouan fügte nun einen neuen Schwur der Rache zu den vielen, welche bereits sein Herz schwellten, nahm seine ganze Habe, das heißt: seine Flasche und seine Flinte, und trat zu der Bande des Marquis.

Während er allein Krieg führte, hatte er sich an eine Wildheit und Grausamkeit gewöhnt, welche im Widerspruch mit den Gewohnheiten der Mehrzahl der Insurgenten standen; dennoch duldete ihn der Marquis wegen seiner Einsicht, Treue und unerschütterlichen Kaltblütigkeit, welche letztere sich während der schrecklichsten Gefahren kund gab.

Huber war im Allgemeinen schweigsam, wenn er sich unter seinen Gefährten befand. Dagegen plauderte er, wenn er allein war. Es war das ebenfalls eine Gewohnheit, die er während seines langen einsamen Lebens angenommen hatte. Bei allen Begegnungen, selbst den gefahrvollsten, gefiel er sich in endlosen Selbstgesprächen, ohne daß das Knallen der Gewehre ihn hätte veranlassen können, auch nur eine Silbe zu verschlucken.

Die Schildwache hatte zu den Waffen gerufen, allein dieser

Ruf war überflüssig gewesen; die beiden Schüsse hatten bereits die Besatzung erweckt. Einige Minuten später eilten alle Blauen mit den Waffen dahin, wo sie einen Angriff befürchten zu müssen glaubten.

Vor dem Gefängniß wachte in jeder Nacht ein Posten von zehn Mann. Diese waren die ersten, welche nach der Gegend eilten, von welcher her die Schüsse vernommen waren. Das Gefängniß blieb unbesetzt. Der Marquis hatte nur diesen Augenblick erwartet und eilte sogleich mit seinen drei Gefährten nach dem unbewachten Gebäude.

---

## 4.

Als Fräulein von Vimar sich gefangen gesehen hatte, war sie für den ersten Augenblick von einer gewaltigen Bestürzung ergriffen. Auch hatte sie Ursache zu einer solchen, denn in jenen Vertilgungskriegen war es nicht üblich, Gnade zu gewähren.

Bald gewann indeß ihr unerschrockener Geist wieder die Oberhand. Mit festen Schritten und stolz erhobenem Haupte folgte sie dem Detachement auf dessen Marsche nach Cacilly. Während die Recruten, sorglos und stumpfsinnig, wie vorher, ihren Weg fortsetzten, betrachteten die beiden Officiere mit Staunen die zarte Schönheit des Gefangenen. Mehre Male war der Lieutenant nahe daran, die Wahrheit zu errathen, aber der leichte und dabei doch kräftig entschiedene Gang des jungen Chouans warf ihn wieder in seine frühere Ungewißheit zurück. Der Hauptmann brach das Schweigen zuerst.

„Das sind Teufel, Bürger Lieutenant!" sagte er, „das sind wahrhafte Teufel! — Wer hätte je denken können, daß ein Kind — ein so hübsches, artiges Kind, nicht wahr, Bürger Lieutenant? — bereits so weit im Bösen vorgeschritten wäre! — Sie sind doch nicht verwundet?"

Der Lieutenant nahm seinen Hut ab und zeigte das Loch, welches von der Kugel hinterlassen war

„Wie Sie sehen, Bürger," antwortete er, „so hat wenig daran gefehlt. Der junge Mann schießt gut; ich wollte, man könnte von unsern Soldaten dasselbe sagen, allein deren funfzig Flinten haben nur Qualm und Lärm gemacht, und weiter nichts!"

Der Hauptmann nickte bejahend, befürchtete aber eine strategische Bemerkung und beeilte sich daher, zu sagen:

„Hatte ich es nicht gesagt, daß die Banditen hier aus dem Erdboden hervorwachsen? Das ist ein unglückliches Land! Es lebe die Republik, Bürger! aber — ich wollte, ihr Dienst wäre etwas angenehmer. Haben wir noch weit?"

„Was ist das für ein Mann?" fragte sich Collot und zog die Brauen zusammen. „Wo hat der den Waffendienst erlernt? Man muß gestehen, daß der Convent uns sonderbare Soldaten zusendet!"

„Indeß," nahm Spartacus wieder das Wort und versuchte eine pfiffige Miene anzunehmen, „indeß will ich versuchen, diesen jungen **Ci-devant** ein Wenig auszuforschen. Verlassen Sie sich auf mich! der Bursche müßte ungemein schlau sein, wenn ich nicht einige schätzenswerthe Mittheilungen von ihm erlangen sollte. Geben Sie Acht!"

Er ging etwas langsamer, um den Gefangenen an sich herankommen zu lassen, und begann dann:

„Bürger Rebell!"

Bei dieser wunderlichen Anrede blickte Anna mit halbgeschlossenen Augen den Hauptmann an. Es lag ein solcher Ausdruck des Spottes in ihren Zügen, daß der listige Diplomat

nicht weiter zu sprechen wagte. Er blieb mit offenem Munde stehen und schien alle Fassung verloren zu haben, allein unsere Amazone kam ihm selbst zu Hilfe. Als sie eine jener ehrlichen und friedfertigen Physiognomieen vor sich sah, deren Gepräge allenthalben wohl bekannt ist, sagte sie mit sanfter Stimme:

„Nun, Herr Hauptmann, wenn ich nicht irre, so redeten Sie mich mit dem Ausdruck „Bürger Rebell" an. Verzeihen Sie, wenn ich Sie ein Wenig überrascht ansah. Jene beiden Titel kommen mir nicht zu und es war mir daher erlaubt, zu zweifeln, ob Ihre Anrede wirklich an mich gerichtet wäre. Bürger? — pfui doch! Was aber den Rebell betrifft, Herr Hauptmann, so weiß Gott, auf welchen von uns Beiden diese Benennung paßt."

„Junger Mann," nahm dann Spartacus wieder das Wort und schämte sich über den schlechten Erfolg seiner ersten Ansprache; „junger Mann, es ist mir höchst gleichgiltig, auf welche Weise Sie sich nennen lassen wollen. Ich werde Sie nennen, wie es Ihnen beliebt."

„Schönen Dank! Sie nannten mich „Junger Mann." Ich bitte Sie, fahren Sie in der Weise fort. Der Titel ist hinreichend und es wäre nur meine Schuld, wenn ich ihn nicht verdiente."

„Wohl denn! junger Mann, es sei so!" rief der Hauptmann aus und begann wieder schlau zu lächeln. — „Wollen wir ein Wenig mit einander plaudern? — Es ist heute eine Hitze, daß — daß —"

„Daß man den Verstand verliert."

„Daß man den Verstand verliert! So ist es. Junger Mann, Sie drücken sich sehr schön aus. Ich glaube mich über-

zeugt halten zu dürfen, daß Sie eine ganz empfehlenswerthe Erziehung erhalten haben."

„Aber, Herr Hauptmann —"

„O! sehen Sie, ich verstehe mich darauf. — Aber nun sagen Sie einmal – der, welcher sich den Marquis nennt — hm? — Sie kennen mich doch?

„Nun?"

„Ja, — könnte man seine Wohnung nicht erfahren?"

„Seine Wohnung?" wiederholte der Gefangene.

„Seien Sie unbesorgt; — in seinem eignen Interesse, möchte ich Auskunft haben. — Wo wohnt er denn, dieser tugendsame Bürger?"

„Er ist eben so wenig ein Bürger, wie ich, Hauptmann."

„Ich verstehe Sie. — Aber wo wohnt er denn?"

„Sie möchten ihn wohl sprechen?"

„Sie haben es errathen — ich möchte ihn einmal sprechen — ihm nur einen einfachen Besuch abstatten."

„Hauptmann, das ist sehr leicht; ich bin überzeugt, daß er selbst sich sehr geschmeichelt fühlen würde, Ihre Bekanntschaft zu machen."

„Wahrhaftig! — Sehr gütig! — Ist seine Wohnung bewacht?"

Eine wunderliche Idee durchzog den Geist des jungen Mädchens. Der Hauptmann verdiente eine Strafe für die Rolle eines Spions, welche er in der Wahrheit sehr schlecht, aber doch mit Aufbietung aller seiner geistigen Kräfte spielte.

„Seinen Palast meinen Sie!" rief sie mit besonderm Nachdruck aus.

„Seinen Palast, das ist das rechte Wort," versetzte der stets entgegen kommende Spartacus.

Er wurde durch den Gefangenen am Weitersprechen behindert. Derselbe sagte in strengem Tone:

„Ich kann auf Ihre Frage nicht antworten, mein Herr. Wer kann sich rühmen, die Wesen zu kennen, welche vor den Pforten jenes Palastes wachen? Der Marquis ist ein sehr mächtiges Wesen, ein furchtbares Wesen! Wenn ich Ihnen sagte — Allein, Sie würden mir nicht glauben!"

„Sprechen Sie nur immer heraus, junger Mann," rief der Hauptmann mit kindlicher Neugierde aus.

„Ich hörte," nahm Anna in geheimnißvollem Tone das Wort, „wie glaubwürdige und wohl unterrichtete Personen außerordentliche – übernatürliche Dinge erzählten!"

„Wahrhaftig!"

„Die Kugeln der Musketen prallen von seiner Brust ab, die Dolche stumpfen an seinem Leibe ab —"

„Das wäre!"

„Bst! die Luft, welche wir einathmen, steht unter seinen Befehlen und wird ihm unsere Worte wieder erzählen. Hören Sie den Wind, welcher vorüberzieht? Vielleicht ist er es!"

Der Hauptmann versuchte zu lächeln.

„Ich," fuhr Anna fort, „der ich hier mit Ihnen spreche, habe ihn ein Mal gesehen Es war während einer langen Winternacht – von seiner Stirn ging ein bleicher, wundersamer Schein aus, ähnlich dem Leuchten der Irrwische zwischen den Gräbern. War das ein Heiligenschein, war es das höllische Feuer der Verdammten — das mag Niemand sagen. Das

aber weiß Jedermann, daß er nicht von einem Weibe geboren ist. — Der Marquis ist kein Mensch."

Je weiter Fräulein von Vimar ihre phantastische Beschreibung fortsetzte, desto geheimnißvoller und feierlicher wurde ihre Sprache. Die letzten Worte wurden mit der nöthigen Kraft des Ausdrucks gesprochen. Der Hauptmann fuhr zusammen; er war bleich geworden und blickte verwirrt um sich.

„Aber," fragte er ganz leise, „was ist er denn?"

„Das weiß ich nicht Fragen Sie mich nicht weiter, mein Herr. Vielleicht habe ich Ihnen schon zu viel gesagt, und Ihnen Ihre Ruhe geraubt."

„Wie! — wie! — junger Mann!" rief Spartacus ernstlich erschreckt aus, „was wollen Sie mit den Worten sagen?"

„Bst!"

„Aber —"

„Nichts weiter! — Lassen Sie uns von etwas Anderm sprechen. — Sie sehen sehr ermüdet aus, Hauptmann."

„Ich bin entsetzlich durstig. — Aber sagen Sie nur, junger Mann — das sind doch gar zu unglaubliche Dinge! — Allerdings hat man mir schon dergleichen in Paris erzählt. — Aber das ist doch weit stärker, was Sie sagen, weit stärker! — Daß Dich! Kugeln, die abprallen! Der Convent sollte da ein Decret erlassen! — Dolche, die sich abstumpfen!"

„Schweigen Sie, mein Herr!" gebot Anna in einem bestimmten Tone, denn sie wurde nur mittelmäßig durch den Hauptmann ergötzt.

Der arme Mann wagte nicht, weiter in sie zu dringen.

„Das übersteigt alle Begriffe!" sagte er, indem er sich wieder an seinen Lieutenant wandte. „Was soll aus mir werden

in diesem Lande, in welchem Teufel und Banditen hausen? — Ach, warum habe ich mein Geschäft abgetreten!"

Als Anna jedoch nach Gacilly gelangt und in ihr Gefängniß eingeschlossen war, legte sie mit einem Male die Maske der Zuversicht und spottvollen Scherzes ab, hinter welcher sie sich auf dem Wege verborgen hatte. Sie war nicht mehr der junge Mann mit hochfahrender und spöttischer Miene, der ohne Nachsicht und Mitleid die pariser Einfalt des vortrefflichen Spartacus mißbrauchte.

Ueberzeugt, daß sie allein sei, und ohne weitere Furcht vor dem unverschämt neugierigen Blick des Siegers, stützte Fräulein von Vimar den Kopf auf ihre Hände und blieb einige Minuten wie vernichtet sitzen.

Als sie ihren Kopf wieder erhob, waren ihre großen Augen von Thränen geröthet; aus dem kecken Krieger war wiederum ein junges Mädchen geworden.

Und wahrlich! sie war so weit schöner, tausend Mal schöner; ihr thränenfeuchter Blick hatte an Milde wiedergewonnen, was er an Muth und Stolz verloren haben konnte; ihre ganze Physiognomie, welche den Charakter ihres Geschlechts wieder erhalten hatte, besaß jetzt wiederum jene reizende Bescheidenheit, jenen unaussprechlichen Zauber, der ein nothwendiger Schmuck des Weibes ist, das, indem sie denselben ablegt, zu einem unvollkommenen Wesen, zu einem namenlosen Wesen wird, welchem zu gleicher Zeit die Kraft des einen Geschlechts und die Anmuth des andern fehlt.

Anna trocknete mit entmuthigter Miene ihre Thränen ab; ihr Blick schweifte langsam über die Wände des Gefängnisses.

Es war ein dreiseitiges Zimmer von mittler Größe, das aus der Hälfte eines großen vierseitigen Zimmers gebildet war. Die Scheidewand war in der Richtang der Diagonale angebracht, damit die an einer Ecke befindliche Thür für beide Zellen zu gleicher Zeit dienen konnte. Der Schemel der Gefangenen stand an der Scheidewand; ihr Blick verlor sich in dem Halbdunkel der ihr gegenüber befindlichen Ecke. In dieser Ecke hing nämlich, wenige Fuß über dem Boden, eine Art Anschlagzettel, der mit einer rothen Vignette geschmückt war, welche eine auf eine Lanze gesteckte phrygische Mütze darstellte. Unter der Vignette las Anna, sobald sich ihre Augen an die zweifelhafte Beleuchtung des Gefängnisses gewöhnt hatten, die drei verbrauchten Worte des publikanischen Wahlspruchs:

Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit.

Und darunter stand:

„Es ist Blut nöthig, damit die Republik wieder geboren werde. — Jeder Agent der Gegen-Revolution wird binnen vierundzwanzig Stunden gerichtet und erschossen“

Anna lächelte bitter, als diese rohe Drohung ihr sagte, von welchem Loose sie am folgenden Tage betroffen werden würde. Neuer Muth leuchtete aus ihren Augen, deren Ausdruck hochfahrender wurde, als je. Ihre Thränen waren für lange Zeit getrocknet; der Anschlag hatte sie getröstet. Sehr wahrscheinlich war es das erste und das letzte Mal, daß er solche Wirkung hervorbrachte

Wenn Fräulein von Vimar für einen Augenblick der natürlichen Schwäche ihres Geschlechts nachgegeben hatte, so war es nicht die Furcht, sondern ein noch weit weiblicheres Gefühl gewesen, welches ihre Thränen hatte fließen lassen.

Anna war in der That ein muthiges Mädchen; wenigstens besaß sie jene mit Heftigkeit verbundene, unüberlegte, so zu sagen nervöse Verachtung der Gefahr, welche bei dem männlichen Geschlechte eben so oft Hitzköpfe, wie Helden erzeugt; in keinem Falle würde sie den Tod gefürchtet haben, aber dieses Mal wußte sie auch, daß die Gefahr, welche dem Anscheine nach eine so drohende war, in der Wirklichkeit viel von ihrer Bedeutung verlor.

Ihr Bruder und der Marquis bereiteten wahrscheinlich schon in diesem Augenblick Alles für ihre Befreiung vor; der folgende Tag fand sie gewiß nicht mehr in dem Kerker; davon glaubte sie überzeugt sein zu können.

Aber jedes schöne Mädchen hat, wie das Sprichwort sagt, das Recht, launenhaft zu sein, und unsere junge Amazone benutzte dieses Recht im weitesten Sinne. Erst am gestrigen Tage hatte sie ihr Herz geprüft und sich gestanden, daß der Marquis einen ziemlich großen Platz in ihrem Herzen einnehme. Sie hatte sich zwar nicht gesagt: „Ich liebe ihn!" wenigstens wußte sie davon nichts; aber sie war doch offenherzig gewesen.

Sie hatte sich nicht verhehlt, daß sie bei dem Anblick des Marquis instinktmäßig gefallsüchtig werde, daß sie eine ungemäßigte Sehnsucht besitze, in seinen Augen zu glänzen, ihm, und nur ihm, schön, gut, geistreich zu erscheinen.

Noch mehr! Als sie sich die Fragen aufwarf:

„Warum habe ich mein gewohntes jungfräuliches Leben aufgegeben? warum habe ich mich unter die Reihen der Krieger gemischt, ich, die ich vordem schon zitterte, wenn Eduard seine Jagdflinte abschoß? War es ein Bedürfniß, ein unwiderstehlicher Trieb des Muths und der Treue? war es ein Beruf?"

da gestand sie sich offen, daß alle jene Dinge: der Muth, die Treue &c. in ihr beständen, allein dennoch nicht hingereicht haben würden, sie das von sich werfen zu lassen, was sie jetzt die Vorurtheile ihres Geschlechts nannte. Nein. Sie hatte Eduard folgen wollen, dem geliebten Bruder, und hatte sich nicht von dem Marquis trennen wollen.

Und dennoch waren die Thränen, welche sie vergossen hatte, über die sie jetzt erröthete, ohne die Quelle derselben zu bedauern, nur bei dem Gedanken in ihre Augen getreten, daß sie dem Marquis ihre Befreiung zu verdanken haben werde. Jene Thränen, welchen wir einen sentimentalen Paragraph gewidmet haben, waren einfach Thränen des Unwillens! Indem sie die Gewohnheiten eines Mannes annahm, hatte sie auch die Reizbarkeit eines solchen angenommen: der Herr Chevalier von Vimar konnte den Gedanken an eine Befreiung nicht vertragen, auf welche eine Reihe verdienter Vorwürfe folgen konnten, die freundschaftlich, aber eben deßhalb um so demüthigender sein mußten; sie hatte geweint, weil der Marquis in seinem Rechte war, wenn er zu ihr sagte:

„Anna, glauben Sie mir und ziehen Sie das Kleid von weißem Musselin wieder an, welches Ihnen so schön steht; setzen Sie Ihren Strohhut wieder auf, der Sie so hübsch macht. Sie sind zu vorwitzig, um Soldat bleiben zu können, Herr Chevalier; zu schön, mir zu lieb, um so nahe an die Blauen heran zu treten, meine liebe Cousine"

Wenn Anna nicht ganz sicher war, ob sie den Marquis liebe, so war sie doch ganz sicher, daß der Marquis sie liebte. Wehe ihm also, wenn er es wagte, den anscheinenden Vortheil mißbrauchen zu wollen, den ihm die Befreiung des jungen Frei-

willigen gewähren würde! So etwas durfte Fräulein von Vimar nicht verzeihen.

Bei dieser geistigen Stimmung lenkte der Anblick der stummen Drohung auf dem Anschlag, die ohne Zweifel bestimmt war, den Gefangenen der Republik Schrecken einzuflößen, die hochfahrenden Gedanken des Fräuleins, welche immer feindseliger gegen den Marquis wurden, zum Glück für diesen nach einer andern Seite.

Anna's Abscheu gegen die verhaßten Farben, welche das Schaffot ihres Vaters geschmückt hatten — Herr von Vimar war in Vannes guillotinirt — erwachte so heftig bei diesem Anblick, daß jedes andere Gefühl demselben weichen mußte. Sie erhob sich, zitternd in Folge eines fieberhaften Zornes, und durchmaß das Zimmer mit großen Schritten.

Erst jetzt begann es Nacht zu werden; das von seinen Gedanken zu sehr beschäftigte junge Mädchen bemerkte nicht einmal, wie die Stunden entflohen. Als die Stunde der Mitternacht von dem Thurme der Kirche ertönte, da ging sie noch immer auf und ab, indem sie in ihrem Kopfe Pläne der Rache und neuer Kämpfe wälzte, in denen sie sich unwillkürlich stets zwischen Eduard und den Marquis stellte, indem sie über das gleich theure Leben Beider wachte.

Gegen ein Uhr Morgens wurde sie durch zwei Schüsse, welche unmittelbar nach einander folgten, aus ihren Träumereien geweckt.

Einige Secunden später wurde mit Heftigkeit an die äußere Thür des Gefängnisses gepocht.

Es waren der Marquis und die drei Chouans, welche die Entfernung der Wache benutzten.

„Ich komme schon! ich komme schon!“ antwortete im Innern eine grollende und schlaftrunkene Stimme.

Die Schläge verdoppelten sich, aber der Schlaftrunkene beeilte sich darum nicht mehr.

„Ja, ja,“ brummte er, „die Thür ist gut, und Ihr werdet sie nicht einrennen Ich habe die beiden Schüsse so gut gehört, wie Ihr, räudige Hunde, die Ihr seid,“ setzte der Unzufriedene dann leise hinzu; — „was wollt Ihr denn, daß ich dabei thue? Die Jungen kommen, das ist Alles — laßt mich in Ruhe.“

Der Marquis ließ einen kräftigen Ausruf laut werden, der wenig mit der gewöhnlichen Höflichkeit seines Benehmens im Einklang stand. Er legte zwei Finger in den Mund und ließ ein ähnliches Pfeifen vernehmen, wie Huber, obwohl minder laut, pochte dann von Neuem und rief:

„Yvon!“

„Heiliger guter Gott!“ sagte die Stimme, welche mit einem Male nicht mehr brummig war, sondern den Ausdruck der Verlegenheit zeigte. — „Ganz gewiß ist Er es! — Wer ist da?“

„Ich,“ antwortete der Marquis, „öffne!“

„Wer sind Sie?“

„Du weißt es! öffne, sage ich Dir!“

„Ich darf nicht öffnen ohne das Stichwort.

„Yvon, mein Freund, ich bin es; der Marquis — ich habe das Stichwort vergessen.“

„Desto schlimmer! Aber ich habe auch keinen Gefangenen, als einen kleinen Jungen, von dem zu sprechen nicht der Mühe lohnt.“

Die Zeit verging; der Marquis fühlte sich von einer wahrhaften Verzweiflung ergriffen.

„Im Namen des Herrn!" rief er aus, „erkennst Du mich nicht?"

„Allerdings, aber irgend ein Spitzbube kann Ihre Sprache angenommen haben; ich verlange das Stichwort. Gehen Sie zu unserm Herrn; es ist Wild drin — und der Tisch."

Diese Worte erinnerten den Marquis an das vergessene Stichwort. Er gab den Ton der Bitte auf und sagte mit Nachdruck:

„Oeffne, im Namen des Königs! Das in der Falle gefangene Wild ist noch nicht auf dem Tische."

„Weiter war nichts nöthig," sagte ein breitschultriger Bauer und öffnete die Thür. „Seien Sie gegrüßt, Herr Marquis! Was führt Sie um diese Stunde zu mir?"

„Du hast einen Gefangenen?" fragte der Marquis eilig.

„Nur einen kleinen Jungen!"

„Bringe ihn auf der Stelle her."

Der Bauer wich zurück und schlug die Augen nieder.

„Das geht nicht," sagte er. „Heiliger guter Gott! Um solch eines Jungen willen erschossen zu werden — nein, Herr Marquis, das würde nicht gerecht sein."

Der Marquis verrieth seine Ungeduld, und der Bauer fuhr fort:

„Gnädiger Herr, morgen wird mein letztes Brot gebacken sein, wenn ich den Jungen laufen lasse. Man hat mich bereits im Verdacht, daß ich Huber bei seiner Flucht behilflich gewesen sei; muß ich wegen Huber Strafe leiden, so mag es noch angehen, aber wegen dieses Burschen. . ."

„Es ist Deine junge Herrin, Yvon," sagte der Marquis.

„Hast Du denn bereits den Schlaf in den Augen gehabt, daß Du Fräulein von Vimar nicht erkannt hast?"

Der Bauer erbebte vom Kopf zu den Füßen.

„Heiliger guter Gott!" rief er aus, „das junge Fräulein!"

Und ohne noch ein Wort hinzuzufügen, sprang er die Treppe hinan

Yvon war ein ehemaliger Diener des Hauses Vimar. Einige Zeit war er Mitglied der Bande im Heidenloch gewesen, und da der Marquis gefunden hatte, daß er eine durchaus probehaltige Treue besitze, so hatte er ihm einen eben so peinlichen, wie gefährlichen Auftrag ertheilt: Yvon mußte sich nach Gacilly begeben, nachdem die Blauen bestimmten Besitz von dieser Stadt genommen, mußte sich stellen, als werde er von einer unbegränzten Liebe zur Republik beseelt, und sich um das Amt eines Kerkermeisters bei diesen verdammten Bluthunden bewerben, wie er die Soldaten des Convents nannte. Es fehlte dem Chouan nicht an Gewandtheit; ungeachtet seines plumpen Aeußern spielte er seine Rolle natürlich und sie gelang ihm vollkommen. Schon mehre Gefangene, namentlich unser Bekannter Jean Huber, waren mit seiner Hilfe entflohen; aber seit der Flucht des Letztern hatten sich Bedenken hinsichtlich der Treue des Kerkermeisters geregt. Eines Tages hatte ihn Collot zu sich kommen gelassen und ihm gedroht, daß er ihn erschießen lassen werde, wenn noch ein Mal die Flucht eines Gefangenen vorkäme. Und Collot drohte nie vergebens.

Allein was kümmerte ihn jetzt diese Drohung? Anna, das Fräulein des seligen Herrn Grafen, Anna, die er hatte aufwachsen gesehen, die er so oft auf seinen Knieen gewiegt hatte, sein kleines Fräulein, das er mit dem ganzen Feuer der An-

hänglichkeit liebte, welche der bretonische Bauer bis zu seinem letzten Athemzuge zu den Kindern eines guten Herrn fühlt. Anna war Gefangene! ihr Leben war bedroht! Konnte er da noch an etwas Anders denken!

Yvon öffnete eilig die Thür und stürzte in den Kerker; er wandte das Glas seiner Laterne gegen Fräulein von Vimar und betrachtete sie lange Zeit schweigend. Das junge Mädchen hatte seine männliche Kleidung erst angelegt, seit Yvon gegangen war, daher ließ dieser zunächst seine Ueberraschung laut werden.

„Ist es denn möglich!“ sagte er, indem er sich die Augen rieb; „unser Fräulein in der Tracht eines jungen Herrn! — Guten Abend, Fräulein Anna! da bin ich — Yvon — Kennen Sie mich denn nicht mehr? — Yvon!“

Anna saß in einer würdigen und ruhigen Haltung auf ihrem Schemel. Als sie mit Heftigkeit pochen und dann eilige Schritte die Treppe heran kommen hörte, glaubte sie, der Versuch des Herrn Marquis sei fehlgeschlagen; ihre Phantasie hatte gearbeitet und sie glaubte in dem Eintretenden einen Henker zu sehen, der den Auftrag habe, sie ohne Aufsehn aus dieser Welt zu schaffen.

Bei Yvons letzten Worten erkannte sie ihn erst, erhob sich rasch und fragte ihn, ohne zu antworten:

„Der Marquis? Hast Du Nachricht vom Marquis? — Und mein Bruder? — Wo sind sie?“

„Heiliger guter Gott! wie sie gewachsen ist!“ sagte Yvon; „sie ist doch ganz das Ebenbild unsrer seligen guten gnädigen Frau.“

„So antworte mir doch!“

„Kann die böse werden!“ fuhr der Bauer fort, der ganz von seinen Gedanken gefesselt wurde; „sollte man nicht sagen, es wäre der Herr Graf! — Werden Sie nicht ungehalten, Fräulein; der Herr Marquis ist unten und wartet auf Sie. Kommen Sie!“

„Und mein Bruder?“ fragte Anna unruhig.

Der Marquis war also allein. Er drängte sich ihr als einziger Befreier auf; Eduard war nicht einmal zugegen, um die Gefahr zu theilen und die Hälfte ihres Danks zu ernten. Fräulein von Vimar fühlte ihre Bedenken von Neuem erwachen und setzte sich schweigend wieder auf ihren Schemel.

„Haben Sie mich denn nicht verstanden, Fräulein?“ rief Yvon aus, den dieses seltsame Benehmen überraschte. „Wenn Sie wollen, daß der Herr Marquis und die drei Burschen gefangen genommen werden, so dürfen Sie nur noch einige Augenblicke zaudern.“

Anna schwankte noch. Einen Augenblick stand sie im Begriff, zu bleiben, so mächtig war ihre Laune! Glücklicher Weise fielen ihre Blicke noch ein Mal auf den Anschlag, und so muthig sie auch war, wollte sie doch nicht als Ziel für die Schießübungen der republikanischen Recruten dienen. Sie ging mit Yvon die Treppe hinab.

Als sie aber auf der Flur des Erdgeschosses angelangt war, wo die vier Chouans mit Ungeduld warteten, da trat der Marquis eilig auf sie zu und sagte, indem er ihre Hand ergriff:

„Endlich kommen Sie, liebe Anna! Gott sei gelobt! Sie haben lange gezögert, und die Augenblicke sind kostbar. Eilen Sie!“

Das junge Mädchen entzog ihm mit schmollender Miene die Hand.

„Beginnen die Vorwürfe schon?“ fragte sie. „Ei, mein Herr, wenn ich Ihnen lästig bin, so kann ich auch recht gut bleiben. Ich meine nicht, daß ich Sie gebeten habe, sich meinetwegen zu bemühen.“

Der Marquis blickte sie an, als glaubte er, sie nicht verstanden zu haben; dieser Blick, welcher verrieth, daß er einen freundlichern Empfang gehofft habe, reizte Fräulein von Vimar noch mehr; sie zog die Brauen zusammen und sagte:

„Nun, mein Herr, wollen wir nicht gehen? Ich erwarte Sie, und Sie setzen das Leben dieser wackern Leute in Gefahr. — In der That, ich begreife Ihre Zögerung nicht.“

Der Marquis erröthete und antwortete nur mit einer Verneigung. Mit einen Wink gab er Befehl zum Aufbruch. Die drei Bauern gingen, gefolgt von dem Marquis und seiner Gefährtin, deren üble Laune den höchsten Punkt erreicht hatte. Yvon blieb in der Thür stehen.

„Gute Nacht, Fräulein!“ sagte er. „Gute Nacht, Herr Marquis! möge Gottes Segen mit Ihnen sein. Gute Nacht, Burschen, vergeßt Yvon nicht in Euerm Gebet. Und nehmt Euch in Acht, wenn Ihr an der Schildwache bei der Kirche vorbei kommt. Nochmals gute Nacht, Fräulein Anna; wenn ich nicht zu viel zu verlangen befürchtete, so würde ich Sie bitten, eine Messe für den armen Yvon lesen zu lassen. Ich war Bedienter im Schlosse, gnädiges Fräulein —“

„Was will er damit sagen?“ fragte Anna erstaunt.

„Entschuldigen Sie! Verzeihung!“ sagte Yvon demüthig, „ich wollte Sie nicht beleidigen — gewiß nicht!“

„Aber, Yvon, wozu diese Bitte?"

„Ach verdammt! gnädiges Fräulein, weil ich morgen werde erschossen werden, wenn Sie zu Gnaden halten wollen. — Aber das bleibt sich gleich — sprechen wir nicht mehr davon. — Unsere gute Dame wird wohl dort oben ein Ave für mich sagen, weil ich ihr Fräulein gerettet habe. — Aber nun eilen Sie; die räudigen Hunde werden zurück kommen."

„Wie! Herr Marquis!" rief Anna aus, gerührt bis zu Thränen; „Sie wollen den braven Mann hier lassen! Heinrich — mein Herr, wenn dem so ist, so bleibe ich mit ihm!"

Der Marquis wurde durch diese Worte aus seinen Gedanken gerissen.

„Yvon," sagte er, „Du gehst mit uns, mein Freund! Das ist von vorn herein meine Absicht gewesen. Schließ die Thür, damit sie so spät wie möglich die Flucht des Fräuleins bemerken, und folge uns."

Der wackere Yvon, welcher ohne Murren auf seinem Todesposten geblieben sein würde, war dennoch nicht gleichgiltig gegen das Leben, denn er empfing jenen Befehl mit offenbarer Freude. Er beeilte sich, den Schlüssel zwei Mal im Schlosse umzudrehen und warf denselben alsdann in den Keller durch die Luft-Oeffnung desselben, worauf er zu seinen Gefährten eilte und nur mit Mühe die lauten Aeußerungen seines Danks unterdrückte.

Die kleine Truppe kehrte geräuschlos nach der Ecke zurück, welche ihr als Beobachtungsposten gedient hatte.

Die Nacht war in diesem Augenblick so finster, daß sie ein-

ander nicht sahen. Der Marquis fragte ganz leise, ob Niemand fehle; dann rief er Yvon und befahl ihm, voran zu gehen.

„Wo ist Balagui?" fragte er dann.

„Hier!" antwortete eine barsche Stimme. „Neben dem Fräulein."

„Es ist gut. Du erinnerst Dich?"

„Wenn das Fräulein zu retten ist, so bin ich da."

Der Marquis ging auf die andere Seite des Fräulein von Vimar und ließ die beiden Bauern, welche im Fall eines Unglücks den Feind täuschen sollten, als Nachtrab folgen.

Alle begaben sich nach dem Flusse hinab, über welchen sie ohne Unfall setzten.

Bereits hatten sie hundert Schritt auf der Heide zurückgelegt, als Yvon, der noch immer voran schritt, in der Finsterniß gegen einen Menschen stieß, der ihm gerade entgegen kam.

„Qui vive!" schrie dieser Mensch.

Und da er mit seiner Faust einem Walde von buschigen Haaren begegnete, so ergriff er auf das Gerathewohl eine Hand voll derselben.

„Rettet Euch, Jungen!" rief der ehemalige Kerkermeister, indem er seinen Kopf schüttelte, um sich von seinem Gegner zu befreien. Aber der Lieutenant Collot hatte eine eiserne Faust.

Yvon's Ruf war vergebens. Collot marschirte im Centrum seiner Truppe; in dem Augenblick, als das Zusammentreffen stattfand, waren die Chouans bereits von den Soldaten überflügelt.

Balagui achtete indeß nicht auf dergleichen Kleinigkeiten. Er hob das erstaunte Fräulein von Vimar mit Leichtigkeit

empor, legte es mit einer Hand auf seine Schulter, ergriff mit der andern sein Messer und stieß gerade vor sich hin.

Die Blauen gingen drei Mann hoch, und am folgenden Tage konnte man sechs Leichen finden, drei auf jeder Seite des Weges, welchen der Riese sich gebahnt hatte.

Als er aber sich befreit hatte, da stieß er ein Siegsgeschrei aus und verfolgte dann ruhig den Weg nach dem Lager.

Die Andern waren in einem Augenblick umgeben und sahen sich mit zwölf unbewaffneten Männern vereinigt, die von den Blauen als Gefangene eingebracht wurden.

Die ernste Stimme des Lieutenant Collot ließ sich vernehmen.

„Sergent Buzine," sagte er, „Einer von den Burschen ist entflohen und es war mir, als fiele Einer von den Unsrigen."

„Mehr als Einer, Bürger, mehr als Einer!" antwortete der Sergent mit leiser Stimme. „Es regnet heute Nacht Banditen. Gebe der Höchste, daß der Platzregen zu Ende sei!"

„Schließt die Reihen," sagte Collot; „morgen werden wir unsern Verlust erfahren. — Wie viel von den Banditen haben wir, Bürger Buzine?"

„Ziemlich ein Mandel."

„Wie viel ihrer auch sein mögen, ihr Prozeß ist gemacht; der Bürger Hauptmann sieht mir zwar aus, als gehörte er zu den Hasenherzen, den Gemäßigten, allein er wird es nicht wagen, gegen die Befehle des Convents zu handeln."

Ein tiefer und lauter Seufzer, oder vielmehr eine Art Wehklage ließ sich aus der Gruppe der Gefangenen vernehmen, als die Verdienste des Herrn Spartacus Tricotel auf eine so unehrerbietige Weise gewürdigt wurden, und der Lieutenant hätte eigent-

lich die Stimme erkennen sollen. Allein es achtete Niemand auf dieselbe.

Gefangene und Soldaten beobachteten während des übrigen Wegs ein tiefes Schweigen.

---

## 5.

Eine halbe Stunde etwa nach dem Aufbruch unserer Abenteuerer aus dem Heidenloch, gegen Mitternacht etwa, hatte ein Mann vorsichtig die Leinwand seines Zeltes gehoben und war zu den Lagerstätten der Chouans getreten. Hier hatte er etwa zwölf Burschen unter den Tapfersten und Kräftigsten ausgewählt, aufgeweckt, dann einige Minuten mit ihnen eifrig gesprochen und hierauf, nachdem er sie ohne Zweifel für seinen Plan günstig gestimmt hatte, an ihrer Spitze die Höhle verlassen.

Jener Mann war der junge Graf von Vimar, der ebenfalls das Seinige bei der Befreiung seiner Schwester thun wollte.

Da er weniger Vorsicht beobachtete, als der Marquis, so war er fast zu gleicher Zeit mit demselben angekommen, und hatte, ohne es zu wissen, von dem durch Huber veranlaßten Schrecken Nutzen gezogen.

Er war vor dem Gefängniß vorbeigegangen, während Yvon auf Anna's Zelle war, und da er an dem Ende der Straße ein Haus von besserm Aussehen erblickte, so meinte er, daß dort der

Befehlshaber der Soldaten wohne, so wie auch Anna daselbst eingeschlossen sein müsse.

Als Eduard vor diesem Hause anlangte, fand er Niemand in der Wachstube, sowie auch keinen Soldaten in den beiden Schilderhäusern, welche zu den beiden Seiten der Hausthür standen. Gefolgt von seinen zwölf Chouans, die über eine solche Verödung erstaunt waren, schritt er über die verlassene Hausflur, stieg die Treppe hinan und ging alsdann durch mehre Zimmer. Alle waren erleuchtet: in den meisten derselben bewiesen die zerknitterten und noch warmen Betten, daß ihre Eigenthümer kaum noch gegenwärtig gewesen waren; jetzt erschienen sie jedoch sämmtlich leer. Nachdem er an das letzte Zimmer des ersten Stocks gekommen war, fand er endlich eine verschlossene Thür.

„Hier wird wenigstens Jemand sein," sagte er und pochte an.

„Gleich," antwortete man von innen, „gleich, Bürger. — Was zum Teufel! Die Republik kann doch nicht verlangen, daß ich ohne Unterhosen erscheine!"

Schon wollte Eduard, der erkannte, daß er nicht gefunden habe, was er suchte, eine Treppe höher steigen, als sich die Thür öffnete. Das breite Antlitz des Hauptmanns, geschmückt mit der ihm angebornen Gutmüthigkeit und einer baumwollnen Mütze mit dreifarbiger Quaste, erschien über der Schwelle. Da er im ersten Augenblick nur Eduard sah, so hielt er ihn für dessen Schwester, mit welcher er in der That Aehnlichkeit hatte.

„Sie sind es, junger Mann!" sagte er. „Haben Sie die Garnison im Innern angegriffen, während der Feind vor den Thoren ist? — Aber wer hat Ihnen denn die Thür Ihres Gefängnisses geöffnet?"

So eilig Eduard auch war, so blieb er dennoch stehen, überrascht durch die wunderliche Physiognomie des Bürgers Tricotel; sein Staunen mehrte sich bei den Worten des braven Mannes, welche offenbar an seine Schwester gerichtet waren.

Was den Feind vor den Thoren betraf, so konnte damit wohl nur der Marquis gemeint sein, dessen Unternehmung indeß gescheitert sein mußte, denn was vermochten fünf Mann, sobald man von deren Vorhaben Kenntniß hatte?

Der junge Graf, welcher tief verletzt war durch das Benehmen seines Vorgesetzten in einer Angelegenheit, die ihn so nahe anging, fühlte nur einen Augenblick eine geheime Freude, wenn er bedachte, daß er allein seine Schwester retten werde; allein die Befürchtungen, welche ihn unmittelbar darauf hinsichtlich des Looses des Marquis selbst bestürmten, brachten schnell jene kleine Regung befriedigter Rache zum Schweigen. Er wollte schnell ein Ende machen, um alsdann seinem Vetter zu Hilfe zu eilen, und ließ daher seine Leute vortreten. Der Hauptmann gerieth in keinen geringen Schrecken bei diesem Anblick.

„Mein Herr," sagte Eduard, „Sie haben hier einen Gefangenen, den Sie mir sofort ausliefern müssen"

Spartacus faßte die ganze Festigkeit zusammen, deren er fähig war, um mit einiger Kraft zu fragen:

„Und mit welchem Recht, Bürger —?"

„Ergreift diesen Mann!" unterbrach ihn Eduard.

Sofort wurde Spartacus von den Chouans ergriffen, die ihn in ihre Mitte nahmen.

„Mein Recht ist im höchsten Grade einleuchtend, wie Sie sehen," sagte der junge Graf. „Und nun führen Sie mich auf der Stelle nach dem Zimmer des Gefangenen, oder —"

Er machte eine sehr bedeutungsvolle Bewegung, indem er auf ein Paar sehr hübsche Pistolen zeigte, die in seinem Gürtel staken.

Spartacus Publicola Tricotel, Hauptmann im Dienste der französischen Republik, war etwa funfzig Jahre alt. Die Revolution fand ihn bei ihrem Ausbruch als Mützenmacher in der Straße Ferronnerie. Er war ein wohlhabender Mann und stand von der Eustachius-Kirche bis zu dem Platze des Chatelet im Ruf der vollkommensten Unschuld und unbestrittensten Rechtschaffenheit. Sobald sich die Klubbs und Versammlungen constituirt hatten, war Tricotel, ohne eigentlich zu wissen, worum es sich handelte, von einem echt römischen Eifer für die Sache der Freiheit ergriffen und hatte sich beeilt, seine drei Taufnamen (Elisabeth Bonifacius Spiritus) gegen die der beiden berühmten, aber von ihm verwechselten, Personen zu vertauschen, von deren Leben er uns zu Anfang unsrer Erzählung eine kurze Uebersicht gab. Zu gleicher Zeit wurde er einer der eifrigsten Zuhörer jener heftigen Beller, die von dem Palais-Royal ausgespieen wurden und die Aufgabe hatten, durch alle möglichen Mittel die bösen Leidenschaften der Menge aufzuregen.

Nachdem er endlich in Folge des fortwährenden Hörens eine beträchtliche Menge jener hohlen und tönenden Redensarten gemerkt hatte, welche jene Heuler an den Straßen-Ecken anzuwenden pflegten, da gährte sein armes Gehirn. Eines Tages fiel es ihm ein, auf einen Stein bei dem Kinderbrunnen zu steigen, um das vorzutragen, was er seitdem mit großer Keckheit seine erste Rede nannte. Es war das eine glückliche Kühnheit, denn seine Worte ernteten einen wahnsinnigen Beifall. Wahrscheinlich verstanden ihn seine Zuhörer nicht; noch wahr-

scheinlicher ist, daß der Redner selbst sich nicht verstand; allein das kümmert wenig. In Zwischenräumen erdonnerten die mit großer Klugheit gesparten und angebrachten Worte: Freiheit — Nation — reactionaire Wühlereien — gegenrevolutionaire Miasmen — Guillotine — Pantheon ꝛc. ausgesprochen mit jener klagenden und überscharfen Stimme, die man bei vielen fetten Personen findet, und begleitet von unpassenden, aber wüthenden Bewegungen der Arme. Was konnte man auch vernünftiger Weise von ihm mehr verlangen?

Die über alles Maaß befriedigte Versammlung brach in ein sehr schmeichelhaftes Bravo aus, und der freudetrunkene Redner wurde im Triumph nach seiner Wohnung getragen, wo die Bürgerinn Tricotel ihn mit Thränen der Rührung empfing. Diese, die würdige Ehehälfte des Mützen machenden Volkstribuns, diente ebenfalls, aber nach ihrer Weise, der guten Sache; sie glänzte in den ersten Reihen jener sentimentalen und lüsternen Geschöpfe, welche die Strümpfe ihrer Ehemänner stopfend, die Schaffote des Convents umstanden, um sich an dem vergossenen Blute zu berauschen. Seit jenem famosen Tage wurde Spartacus der große Mann seiner Section; man nannte ihn schlechtweg den Redner, den Mirabeau des Viertels der Hallen. Wenn er den Wünschen der nach Beredsamkeit dürstenden Patrioten nachgab und die Güte hatte, seine Rede zu halten — denn es war stets dieselbe, seine erste, seine einzige Rede, an der er mit heldenmüthiger Ausdauer fest hielt — so übertönten enthusiastische Schreier seine Worte vom Beginn bis zum Ende.

Gegen den Monat Juni 1793 machte die Bürgerinn Tricotel einen weiten Weg, um an einem Tage vier denkwürdige

Hinrichtungen anzusehen. Bei ihrer Heimkehr wurde sie krank. Sie gehörte dieser Welt an, in welcher alles Schöne seine Bestimmung hat, wie Jedermann weiß; eine Lungenblutung entriß sie in wenigen Tagen der Zärtlichkeit ihres Gatten und den unschuldigen Genüssen, welche ihr kostenfrei von den guten Bürgern des Revolutions-Tribunals gewährt wurden. Es war das ein unglückliches Ereigniß für Spartacus; diese Frau, welche sich mit solcher Wonne an dem Anblick des vergossenen Blutes labte, war in ihrem Herzen eine liebevolle und treue Lebensgefährtinn. Eine solche Erscheinung war in jenen Zeitläufen nicht selten; der in sein Haus zurückgekehrte Mörder wusch seine blutigen Hände ab und herzte seine Kinder; die tricoteuse zündete ihre Lampe an und weinte bei der Lesung irgend eines faden Romans. — Wir kennen keinen scheußlichern Contrast in der Welt.

Spartacus selbst war trotz seiner wüthenden Beredsamkeit im Grunde der sanfteste Mann. Der Tod seiner Frau lastete schwer auf ihm, denn er stand jetzt vollkommen allein in der Welt. Seine rednerischen Triumphe reichten nicht aus, die Leere seines Herzens zu füllen, und er bedurfte nothwendig irgend eines Steckenpferds. Nach reifer Ueberlegung gedachte er, daß er vor seiner ersten Rede durchaus keinen Begriff von Beredsamkeit gehabt habe; folglich schloß er, daß er auch ein großer Kriegsheld werden könne, obschon er gegenwärtig keinen Begriff von der Handhabung eines Gewehres oder irgend einem Theile der Strategik habe. Es war nichts gegen seine Folgerung einzuwenden.

Auf sein erstes Gesuch erhielt er eine vacante Compagnie bei den Brigaden des Westens; er war ein Vetter von Saint-Just, und in jenen Zeiten der musterhaften Gleichheit wurde die

Begünstigung mit unerhörter Wuth ausgeübt. Die Armeen waren reich an Officieren, welche hinter den Ladentischen emporgewachsen waren, welche die Elle gegen den Degen, das Comptoir gegen die Beiwacht vertauscht hatten. Einige derselben wurden, wie man gestehen muß, zu wahrhaften Kriegern, aber die Meisten behielten auch als Soldaten ihre engherzigen Ideen, ihre beklagenswerthe kaufmännische Feigheit bei. Die Geschichte, welche so parteilich für die Revolution ist, hat nur von jenen erstern gesprochen. Auf ihnen hat man jenes fabelhafte Thema aufgebaut, welches gewisse um die Volksgunst buhlende Dichter mit unendlichen Variationen ausgeschmückt haben: das Thema von dem improvisirten Krieger, dem in einer Minute fertig gebackenen Helden, welcher noch ein friedlicher Commis am verwichenen Tage, heute schon, besser als die besten Soldaten, den feindlichen Kugeln und Bajonnetten trotzt und ohne mit den Augen zu blinken — als Gemeiner oder als General, wie der Zufall es gefügt hat — die verwickeltsten Manoeuvres commandirt oder ausführt.

Was auch die Akademiker sagen mögen: es ist allemal leichter, von einem Steine oder Tische herab Erbärmlichkeiten zu heulen, als sich der Gefahr gegenüber so zu benehmen, wie es sich geziemt; daher war der Erfolg unsers Spartacus in dem letztern Falle ein ganz anderer: das erste Auftreten des Redners war von einem Triumph gekrönt, das Auftreten des Hauptmanns erntete Lächerlichkeit und Schande.

Bei Eduards drohendem Auftreten, bei dem Anblick der trotzigen und entschlossenen Männer, verlor der gute Mann vollkommen den Kopf. Seine großen Augen traten entsetzt aus ihren Höhlen hervor; er stammelte, ohne es zu wissen, einige Bro-

cken von seiner frühern Beredsamkeit, aber zum Glück für ihn mit einer so schwachen Stimme, daß ihn die Chouans nicht zu verstehen vermochten.

„Beeilen Sie sich, mein Herr!" forderte Eduard nochmals auf.

„Bürger," stammelte Spartacus, „ich — das Blut der Verräther —"

„Den Gefangenen, mein Herr, den Gefangenen will ich haben!" unterbrach ihn der junge Graf mit Ungeduld. „Wenn ihm durch Ihre Schuld ein Unglück widerfährt, so werden Sie die Folgen davon zu tragen haben; Sie bürgen mir für ihn mit Ihrem Kopfe."

Als er dann den Frack mit den Epaulettes liegen sah, fragte er Spartacus:

„Sie sind der Chef des Detachements?"

„Leider ja! Bürger," antwortete der Hauptmann, indem er einen furchtsamen und verwirrten Blick auf die Chouans richtete.

Mit einem Male erhellten sich seine Züge; er rief auf seine Lippen das liebenswürdige Lächeln des Kaufmanns, wenn er seine Kunden anredet.

„Spartacus Tricotel," sagte er, „Nachfolger meines Vaters, — ja, Bürger."

Eduard wandte mit einer Verachtung, der sich Mitleid beigesellte, die Augen ab.

„Die Angst nimmt ihm den Verstand," sagte er. „Dennoch müssen wir ein Ende machen. Herr Hauptmann," fuhr er fort, indem er die Hand an seine Pistole legte, die er dieses Mal halb

aus dem Gürtel hervor zog, „ich fordere Sie nochmals auf, mich nach dem Zimmer des Gefangenen zu führen.“

Spartacus richtete einen stumpfsinnigen Blick auf ihn; Eduard spannte seine Pistole.

Der unglückliche Hauptmann empfahl seine Seele dem Höchsten; zum Glück für ihn erschien in diesem Augenblick die Schildwache, welche man an der äußern Thür gelassen hatte.

„Die Blauen!“ rief dieselbe.

Spartacus hatte die Hände gefaltet und betrachtete die Pistole, wie ein Afrikaner seinen Fetisch anstarrt. Er gewann bei dem Ruf des Chouans einigen Muth und that einen Schritt gegen die Mitte des Zimmers.

„Vorwärts!“ befahl Eduard, indem er den Hauptmann vor sich herschob. „Er ist der Befehlshaber der Blauen und sein Leben soll mir für das Leben meiner Schwester bürgen.“

Die Chouans eilten schnell auf die Straße hinab, und es gelang ihnen, vor der Ankunft der Soldaten das Feld zu erreichen. Ohne besondere Vorsicht zu beobachten, schritten sie durch die Heide. Als sie aber an dem Saume des Waldes anlangten, wurden sie von dem Lieutenant Collot überrascht und zu Gefangenen gemacht, gleich wie einige Minuten später der Marquis mit den Seinigen gefangen genommen wurde.

Nun können wir uns die Worte des Sergent Buzine erklären und den wehmüthigen Seufzer, welcher sich, als der Name des Hauptmann Tricotel genannt wurde, aus den Reihen der Gefangenen vernehmen ließ.

Jean Huber hatte sich einen Spaß daraus gemacht, den ihn verfolgenden Blauen zu entgehen.

Als er auf die uns schon bekannte Weise manoeuvrirt hatte,

um die Soldaten von dem Gefängniß hinwegzulenken, legte er sich ruhig in das Gebüsch und wartete. Die von ihm herbeigelockten Blauen gingen zehn Schritt von ihm vorüber, aber der Chouan verstand es, sich gelegentlich klein zu machen. Zusammengekauert und regungslos, kaum athmend, glich er täuschend dem Stamme einer alten abgestorbenen Eiche.

Als der letzte Blaue an ihm vorüber gekommen war, erhob er sich, wünschte seinen Verfolgern gut Glück und ging dann zum Zeitvertreib nach der Kaserne. Nachdem er sich diese besehen hatte, schritt er durch die menschenleeren Straßen von Gacilly, um sich nach der Stelle an dem Saume des Neuen Waldes zu begeben, wo er mit dem Marquis wieder zusammentreffen sollte. Als er hier einige Zeit gewartet hatte, wurde er wegen des Looses seines Vorgesetzten besorgt, lud seine Flinte wieder und kehrte über die Heide zurück

Der Lieutenant Collot marschirte mit seinen Soldaten so vorsichtig, vermied so ängstlich jedes Geräusch, und die Nacht war so dunkel, daß man sich nicht wundern darf, wenn die beiden royalistischen Truppen in die Falle gingen; allein ein einzelner Mann, besonders ein Mann, wie Huber, der ein wahrhafter Chouan und stets auf seiner Hut war, konnte nicht so leicht überrascht werden.

Das dumpfe und kaum merkbare Geräusch, welches durch die Schritte der Soldaten veranlaßt wurde, traf sein geübtes Ohr, als er noch fern von ihnen war. Dennoch ging er näher, weil er meinte, daß es das Häuflein des Marquis sein könnte; allein in diesem Augenblick commandirte Collot, der die Recognoscirung weit genug fortgesetzt meinte, Kehrt! und der Chouan wußte nun, woran er sich zu halten habe. Von jetzt an be-

fürchtete er das, was in der That sich ereignete: die Blauen folgten auf ihrem Rückwege genau der Richtung, welche von Gacilly nach dem Versammlungsplatze der Chouans führte. Huber wollte den Feind umgehen, um seinen Chef zu warnen, und begann schon zu laufen, als Eduard zuerst in die Hände der Republikaner fiel. Huber meinte, der gefangen Genommene sei der Marquis und lief sogleich nach dem Heidenloche, um die Chouans zur Hilfe herbei zu holen.

Alles schlief im Heidenloche, als er eintrat. Die von seinem Rufen erweckten Chouans griffen nach ihren Waffen und waren in einem Augenblick bereit. Huber erzählte ihnen in wenigen Worten das Vorgefallene: die Gefangenschaft des Marquis und des Fräuleins von Vimar, von welcher letztern er meinte, daß sie sich ebenfalls noch in den Händen der Blauen befinde, traf dann alle nöthigen Vorbereitungen und ließ nur eine schwache Besatzung in dem Lager zurück.

In diesem Augenblick erschien Balagui, der noch immer Anna auf seinen Armen trug. Das junge Mädchen erlangte das Bewußtsein erst in dem Augenblick wieder, als sie von ihrem rauhen Retter auf einen Sessel in der Mitte der Höhle niedergesetzt wurde. Kaum hatte sie sich ein Wenig erholt, als sie den Befehl zum Aufbruch vernahm.

„Ja, wir wollen aufbrechen," sagte sie mit schwacher Stimme.

Die Chouans blieben stehen.

„Fräulein," sagte Huber, „Sie können uns nicht folgen."

Der gute Priester, welchen das Geräusch aus seinem Zelte hervorgelockt hatte, verband seine Bitten mit denen der Bauern, aber Alles war unnütz. Wir haben schon aus dem Bisherigen

gesehen, daß der Gehorsam keineswegs die hervorstechende Tugend des Fräulein von Vimar war.

„Es ist nur eine vorübergehende Schwäche,“ sagte sie; „ich befinde mich sehr wohl.“

Sie erhob sich und ihre Anstrengung, um sich auf den Füßen zu erhalten, verbunden mit den Wirkungen des Widerspruchs, führte einige Farbe auf ihre Wangen zurück.

„Auf Wiedersehen, Herr Rector!“ sagte sie. „Und nun, meine Freunde, vorwärts!“

Balagui nahm schweigend seinen Posten neben Anna wieder ein; Huber setzte sich an die Spitze des Häufleins und Alle eilten laufend nach Cacilly.

---

## 6.

Der Lieutenant Collot war kaum nach Gacilly zurück gekehrt, als er auch sofort alle Maßregeln traf, daß die Gefangenen unter guter Begleitung nach dem Saale gebracht würden, in welchem das Kriegsgericht seine Sitzungen zu halten pflegte.

Dieses achtbare Gericht bestand aus einem alten Corporal, dessen Name von der Geschichte nicht aufgezeichnet ist, aus dem Sergent Buzine und aus Collot, welcher vor Spartacus Ankunft selbst den Vorsitz führte.

Die Sitzungen fanden in eben dem Hause statt, aus welchem Eduard den tapfern Hauptmann abholte.

Die Chouans stiegen, von etwa dreißig Mann begleitet, die Treppe hinan; Collot, der überzeugt war, daß man ihn in der heutigen Nacht nicht ferner beunruhigen werde, stellte eine Schildwache vor die nach der Straße führende Thür und sandte den Rest seiner Truppen nach der Kaserne.

„Nun wollen wir verurtheilen," dachte er.

Aber in dem Saale erwartete seiner ein Schauspiel, welches er nicht erwartet hatte; seine eigenen Soldaten standen mit

gesenkten Blicken in einer Ecke dicht an einander gedrängt, während die gefangenen Chouans sich nach ihrem Belieben vertheilten, indem sich die Einen setzten, die Andern mit den Messern in den Händen stehen blieben und sich an dem niedergeschlagenen Aussehen ihrer Wächter zu weiden schienen.

„Was soll das bedeuten?“ fragte der Lieutenant, der im höchsten Grade erstaunt war. „Lassen Sie die Burschen antreten, Sergent Buzine, und sie sollen sich mit der geziemenden Ehrerbietung benehmen!“

Wenn sonst der Lieutenant Collot einen Befehl gab, so wurde derselbe auf der Stelle ausgeführt. Gewöhnt an diesen augenblicklichen Gehorsam, fuhr er fort, ohne erst auf die Vollziehung seines Befehles zu warten:

„Wir werden zu einem Gerichtshofe zusammentreten, um ein schnelles Ende zu machen. — Man rufe den Hauptmann! — Wenn wir warteten, so könnte uns das Spiel verdorben werden: man muß sich an dem Vorabende eines Angriffs keine Gefangenen auf den Hals laden, und ich möchte wetten, daß man uns morgen angreifen wird. — Man soll den Hauptmann rufen, sage ich! — Nun! — Sind denn Alle taub geworden? — Warum sind die Schufte nicht entwaffnet?“

In jener Zeit, in welcher jede Ordnung aufgehört hatte, war nur eine Art derselben aufrecht erhalten: die militairische Subordination. Es mußte ein mächtiger Beweggrund vorhanden sein, daß jene unerschrockenen und unterwürfigen Männer den förmlichen Befehl ihres Vorgesetzten nicht erfüllt. Man muß annehmen, daß ein solcher Beweggrund vorhanden war, denn auch der Sergent schlug die Augen nieder, ohne zu antworten.

„Oho! das ist etwas Neues!" rief der Lieutenant aus, dessen Stimme schon vor Zorn zitterte.

Niemand rührte sich. Collot zog fluchend seinen Degen und that einen Schritt gegen die Seinigen. Da trat der Sergent Buzine aus den Reihen und sagte einige Worte mit halblauter Stimme zu ihm.

„Gefangener!" wiederholte Collot und ließ seine beiden Arme niedersinken; „der Bürger Hauptmann Gefangener! So ist er denn selbst ausgezogen, um die Banditen aufzusuchen? Wo ist er? — Das ist nicht möglich?"

Eine Stimme erscholl aus der Mitte der Chouans, eine flehende, klägliche Stimme, die ohne Zweifel keiner der gewöhnlichen Theilnehmer der Meetings auf dem Kinder-Markte für die Stimme des siegreichen Mützenmachers erkannt haben würde.

„Bürger Collot," sagte die Stimme, „ich wünsche Ihnen einen guten Abend. — Gruß und Brüderlichkeit! — Ich bin Gefangener der Rebellen — der Bürger — kurz, dieser Herren. Ich bin nur der Uebermacht gewichen; die Republik darf nicht über mich erröthen."

Collot vermochte sich die Gefangenschaft des Hauptmanns nicht zu erklären, allein er war auch nicht der Mann, welcher lange nach den Ursachen forschte; er beschränkte sich darauf, die Wirkung kennen zu lernen und dieser gemäß zu handeln.

„Bürger Hauptmann," sagte er nach einem Augenblick des Schweigens, „das ist ein betrübtes Ding. Es sind das übrigens, wie Sie wissen, die Wechselfälle, die uns bei unserm Soldatenhandwerk betreffen können, und —"

Collot suchte seiner Sprache einen recht salbungsvollen Ausdruck zu verleihen, indem er fortfuhr:

„— und es ist so schön, wenn man es nöthigenfalls versteht, sich für das Vaterland zu opfern!"

„Ach ja! das ist so schön!" rief Spartacus gerührt aus. „Aber sagen Sie mir," fuhr er dann plötzlich in umgewandeltem Tone fort, „ließe sich denn die Sache nicht freundschaftlich beilegen? Sie würden mich dadurch unendlich verpflichten, Bürger Lieutenant."

„Freundschaftlich?' wiederholte Collot, indem er die Brauen zusammenzog.

„Ein kleiner Austausch," fuhr Spartacus fort.

„Pfui doch! Hauptmann! — Ich habe allen Grund zu der Annahme, daß sich der Chef der Rebellen unter der Zahl der Gefangenen befindet.

Spartacus zitterte an allen Gliedern, denn er erinnerte sich an seine Unterhaltung mit Anna. Er warf einen furchtsamen Blick auf seine Wächter und murmelte dann halblaut:

„Der Marquis!"

Dann fuhr er in ernstem und feierlichem Tone fort:

„Nein, das ist unmöglich. — Bürger Lieutenant, ich habe von dem jungen Gefangenen gestern die merkwürdigsten Dinge über dieses außerordentliche Wesen erfahren. — Aber es ist gut, nicht zuviel davon zu sprechen, da selbst die Luft, welche wir athmen, unter seinen Befehlen steht. Es ist ein mächtiges und furchtbares Wesen. — Bst! die Luft, welche wir einathmen, steht unter seinen Befehlen und wird ihm unsere Worte wieder erzählen. Hören Sie den Wind, welcher vorüberzieht? Vielleicht ist Er es! — Ich bitte Sie, sprechen wir nicht mehr von

ihm. — Wohlan, Bürger Lieutenant, thun Sie es um meinetwillen — ein Austausch — die Sache ist abgemacht, nicht wahr?"

Allein der Lieutenant, dessen Verlegenheit größer war, als er es merken lassen wollte, verwandte nicht die mindeste Aufmerksamkeit auf die Klaglieder, welche Spartacus mit unglaublicher Einfalt vortrug.

Ungeachtet seiner Schwäche war Tricotel dennoch sein Vorgesetzter; er hatte das Recht zu befehlen. Anderntheils opferte er die einzige Hoffnung, die Ruhe in der Gegend herzustellen, wenn er diese Gelegenheit entschlüpfen ließ, den Chef der Insurgenten, den berühmten Marquis, in dessen Kühnheit und unerschöpflichem Geiste die Hauptkraft der Königlichen lag, sich vom Halse zu schaffen. Collot zerquälte vergebens sein Gehirn, um einen Grund zu einem Angriff gegen Spartacus zu finden. Endlich hatte er Worte gefunden.

„Bürger Hauptmann," sagte er mit ehrerbietigem Gruß, „Ihre republikanischen Gesinnungen sind im Morbihan, wie in Paris, bekannt. Muß ich Sie erst erinnern, daß die Republik das Leben aller ihrer Kinder verlangen kann?"

„Allerdings — habe ich doch selbst in meinen Reden davon gesprochen — in allen meinen Reden. — Aber, Bürger, ich muß Sie erinnern, daß ich sehr leicht bekleidet bin. Ich werde den Schnupfen bekommen. — Und doch scheint es mir beim Teufel! als wäre die Sache sehr einfach! Schicken Sie die wackern Leute hier nach Hause, und wir legen uns Alle zu Bett."

Collot mußte erkennen, daß sein Vorgesetzter nicht verstehen

wollte oder konnte. Entschlossen, die kostbare Beute nicht fahren zu lassen, welche der Zufall in seine Hände geliefert hatte, faßte er schnell seinen Entschluß.

„Soldaten," sagte er, indem er vortrat, „da der Bürger Tricotel Kriegsgefangener ist, so bin ich der alleinige Chef dieses Detachements; als solcher befehle ich Euch, auf der Stelle diese Rebellen zu entwaffnen."

„Ha! Lieutenant! — ha! Bürger Collot!" schrie Spartacus in Todesangst, „Sie vergessen, daß ich mich in der Gewalt dieser Herren befinde!"

„Vorwärts! Marsch!" befehligte der unerbittliche Collot.

„Der Erste, welcher einen Schritt thut, ist der Mörder seines Hauptmanns," sagte in demselben Augenblick der Marquis mit kurzer und lauter Stimme.

Auf seinen Wink bedroheten zehn Messer zu gleicher Zeit die Brust des unglücklichen Spartacus, welcher zu weinen begann und Gnade erflehte.

„Schmach über Sie, der Sie unsere Kokarde und Ihre Epaulettes beschimpfen!" rief Collot, empört über die Feigheit seines Vorgesetzten und die Zögerung seiner Soldaten. „Und Ihr," fuhr er dann an die Letztern gewandt fort, „zum zweiten Male befehle ich Euch: Vorwärts!"

Er vermochte nicht, das übliche Marsch! noch hinzuzufügen, sondern blieb mit offenem Munde stehen, indem er wüthend und staunend vor sich hin stierte.

Bevor er noch seine Verlegenheit zu beherrschen vermochte, stürzten die Fenster zerschmettert in den Saal; Jean Huber sprang mit etwa dreißig Chouans in den Saal und stellte sich schnell zwischen den Gefangenen und den Blauen auf.

Der Marquis war an die Spitze dieser unerwarteten Hilfe getreten.

„Verrath!" rief Collot, sobald er wieder Worte gefunden hatte. „Kinder! macht es, wie ich!"

Den gezogenen Degen in der einen, die Pistole in der andern Hand, stürzte sich der unerschrockene Lieutenant muthig auf den Feind, als Jean Balagui, der mit dem Reste seiner Truppe durch die Thür eindrang, ihn mit kräftiger Hand ergriff und niederwarf.

„Feuer! – Feuer!" commandirte wiederholt der Lieutenant, obschon er am Boden lag; – „achtet nicht auf mich! Feuer!"

Aber von überlegener Macht umringt, hatten die republikanischen Soldaten bereits die Waffen gestreckt.

Fräulein von Vimar, welche sofort nach Balagui eingetreten war, hatte sich in die Arme ihres Bruders geworfen.

„Eduard! — Heinrich!" rief sie entzückt aus; „so habe ich Euch also auch wieder gerettet!"

Diese Rolle einer Befreierin — denn Anna war ja unter den hundertundzwanzig oder hundertunddreißig Befreiern des Marquis — versetzte das junge Mädchen in eine so rosige Laune, daß es seine frühere Gereiztheit vergaß.

Indeß war Huber, der einen alten Groll gegen Collot hegte, auf denselben zugetreten, hatte ein Knie auf seine Kehle gesetzt und bereitete sich vor, sein Messer zu gebrauchen. Zum Glück bemerkte es der Marquis zu rechter Zeit, um einen Mord zu verhüten. Er stieß mit einer Hand den erstaunten Bauer zurück und reichte die andere mit Höflichkeit dem Besiegten, welchen er, wie den Hauptmann, unter Eduards Obhut stellte.

„Bürger Rebell,“ sagte darauf Spartacus mit Würde, „die Republik soll es erfahren, daß Sie mir das Leben gerettet haben; ich verpflichte mich hiermit förmlich, sie davon in Kenntniß zu setzen.“

„Eben so albern, wie feige!“ murrte Collot und ging, um sich in die fernste Ecke zu setzen.

Der Marquis ließ bei den Gefangenen eine hinreichende Wache zurück und begab sich dann an der Spitze seiner Hauptmacht nach der Kaserne, deren Zugänge sich Huber nicht vergebens angesehen hatte. Ohne Vorgesetzte, kaum bewacht von einigen ermüdeten Posten, wurden die Blauen bald überrumpelt. Ehe sie sich noch in Vertheidigungszustand setzen konnten, hatten sich die Chouans bereits der in Pyramiden zusammengestellten Gewehre bemächtigt.

Die aus dem Schlafe aufgeschreckten Republikaner sahen den Feind bereits als Herrn des Erdgeschosses und vreschanzten sich, so gut sie konnten, in ihren Schlafzimmern Sie waren unerschrockene Soldaten. Obgleich der größte Theil von ihnen ohne Waffen war, so zogen sie doch den Tod der Schande vor, sich einem so kleinen Häuflein zu übergeben. Ihr schlecht unterhaltenes Feuer brachte den Königlichen einigen Nachtheil, während sie selbst, durch die Mauern der Kaserne geschützt, nicht einen Mann verloren. Für einen Augenblick hofften sie, daß es ihnen gelingen werde, ihre Feinde einen nach dem andern aufzureiben. Aber der Marquis gab einen Befehl: zwanzig Mann eilten hinweg und kamen gleich darauf mit Reisigbündeln und brennenden Fackeln zurück.

„Ergebt Euch!“ rief der Marquis.

Die Blauen antworteten mit Flintenschüssen, welche in

Folge des von den Fackeln verbreiteten Lichts noch mörderischer wirkten, als die frühern. Erzürnt über den Tod ihrer Brüder, wollten die Chouans bereits dem Commando zuvor kommen, und eilten, ihre Brander schwingend, auf die Kaserne zu. Der Marquis hielt sie zurück.

„Ergebt Euch!" forderte er zum zweiten Male auf; „Euere Officiere sind gefangen; Ihr könnt nicht entgehen; ergebt Euch!"

„Es lebe die Republik! Nieder mit den Stützen der Tyrannen!" schrieen im Chor die bewundernswürdigen Fanatiker.

„So erfülle sich ihr Schicksal!" sagte der Marquis wehmüthig.

Er gab ein Zeichen; in demselben Augenblick wurden die Reisigbündel an den Wänden aufgehäuft und die brennenden Fackeln unter sie gesteckt Das Feuer verbreitete sich schnell.

„Ergebt Euch! im Namen des Himmels!" rief fortwährend der Marquis; „es soll Euch nichts Böses widerfahren!"

Seine Stimme wurde durch das Knattern der Feuersbrunst und die Schüsse der Blauen übertönt. Dann hörte man von Zeit zu Zeit — eine würdige Musik zu solch einem Feste! — einige Noten der Marseillaise. Sie gelangten gleichsam stoßweise zu den Ohren der Belagerer und wurden alsdann immer schwächer.

Die Züge des Marquis verriethen eine ungemeine Aufregung; dieses Schauspiel zerfleischte sein Herz. Die Chouans folgten schweigend den Fortschritten der Flammen; nur Huber,

der unerbittlich in seinem Hasse war, wagte bisweilen einen Scherz, der jedoch kein Lächeln mehr bei seinen Gefährten zu erwecken vermochte

Bald begannen die brennenden Balken zu fallen; der Wind begünstigte die Brunst, dichte Rauchsäulen wirbelten aus allen Fenstern zu gleicher Zeit und umhüllten die Kaserne mit einem unheimlichen, undurchdringlichen Schleier. Das Schießen hatte aufgehört. Die Marseillaise wurde noch immer gehört, aber der Gesang war schwach, heiser, keuchend, wie der Athem eines Sterbenden.

Der Marquis konnte dieses schreckliche Schauspiel nicht länger ertragen.

„Es sind Feinde," sagte er; „aber es sind tapfere Männer! Leitern her, damit sie herunter kommen können"

Der Befehl wurde zwar nicht mit Eile, aber doch ohne Murren befolgt.

Während man die Leitern zusammenholte, setzte die Flamme ihre Fortschritte fort. Die Leitern kamen endlich an, aber für Viele zu spät. Als die Stimme des Marquis, welche alle die verschiedenen Töne überschallte, bis in das Innere der Kaserne Worte des Mitleids gerufen hatte, konnten nur etwa funfzig Republikaner, welche sich aber ebenfalls schon im beklagenswerthesten Zustande befanden, die ihnen dargebotene Rettung benutzen Alle wurden auf Tragbahren gelegt und nach dem Gerichtshause gebracht

In jenem unglücklichen Kriege gab es nur zwei verschiedene Weisen, die Gefangenen zu behandeln: sie wurden entweder auf der Stelle niedergeschossen oder in Freiheit gesetzt. Der Marquis begnadigte die traurigen Reste der Besatzung von Gacilly.

Der Hauptmann, der Lieutenant und die Soldaten wurden unter Bedeckung bis an die Grenze der Flur von Redon gebracht.

Das war der Kampf in Gacilly, nach welchem die republikanischen Truppen für lange Zeit diesen Posten verließen, der zu fern von dem Centrum ihrer Operationen war.

Aber es war auch die letzte kriegerische Unternehmung der schönen Anna von Vimar. Ihr Bruder und der Priester machten ihr so dringende Vorstellungen, der Marquis richtete so inständige Bitten an sie, daß sie endlich einwilligte, die Kleidung und die Gewohnheiten ihres Geschlechts wieder anzunehmen. Eduard fuhr fort, unter den Befehlen des Marquis zu dienen.

Dieser ging nach der erzählten Begebenheit über die Loire; sein Eintritt in die Vendée erregte Aufsehen; sein schon lange bekannter Name, seine Tapferkeit und sein Scharfblick setzten ihn in den Stand, der königlichen Sache außerordentliche Dienste zu leisten. Ehe noch der Winter desselben Jahres erschienen war, befehligte er bereits eine beträchtliche Armee.

Seine Frau, die schöne Anna von Vimar, folgte ihm während der ganzen Dauer des Kriegs. Sie handhabte zwar das Mordgewehr nicht mehr, bewies aber dennoch ihre angeborne Unerschrockenheit so sehr, daß sie den Damen von Bonchamps, von Lescure und so manchen andern, deren Namen uns nicht gleich einfallen, zur Seite gestellt werden konnte. Als wahre Heldinnen opferten sie sich dem Vaterlande und beteten ohne Unterlaß, — baten um Gnade für die gefangenen Republikaner oder fanden gelegentlich kräftige und ritterliche Worte, um diejenigen, welche durch das Märtyrthum geschreckt wurden, zu den weißen Fahnen zurückzuführen.

Dürfen wir aber mit Schweigen die fernern Lebensschicksale des Spartacus Publicola Tricotel übergehen? Durch eine solche Vernachlässigung würden wir befürchten, dem Leser zu mißfallen, welcher ohne Zweifel unsere Lieblingsperson, den Helden unsrer bescheidenen Geschichte, in ihm erkannt hat.

Des Verraths von seinem Lieutenant angeklagt und vor das Revolutions-Tribunal von Vannes gestellt, ging er als Sieger aus dem Kampfe hervor. Ein Bruchstück seiner Rede, welches er geschickt in seiner Vertheidigung anzubringen wußte, übte einen vollkommenen Zauber auf die intelligenten Richter aus.

Allein er hatte die Leiden kennen gelernt, welche mit der Laufbahn eines Helden verknüpft sind, und begab sich daher nach Paris zurück, der einzigen Bühne, wo er seine kostbaren Vorzüge anerkannt sehen konnte. Seine Laufbahn war eine glorreiche. Unter dem Directorium und dem Consulat bedeckte er die hervorragendsten Köpfe der Republik. Als die Kaiserzeit erschienen war, ernannte ihn Seine Majestät der Kaiser und König zum Hof-Mützenmacher.

Er hatte sich eine neue Lebensgefährtin gewählt; ein Erbe entsprang aus dieser Verbindung Als glücklicher Vater und glücklicher Gatte erreichte Spartacus ein sehr hohes Alter, indem er sich stets an dem Anblick des historischen Brunnensteins ergötzte, von dem herab seine Beredsamkeit gedonnert hatte, und dem jungen Napoleon Tricotel die Gefahren erzählte, die er so tapfer in der Bretagne überwunden hatte, in der Bretagne, diesem Lande, wo die Banditen und die Teufel aus Gottes Erdboden hervorwachsen.

Ende.

[illegible]

[illegible] fortwährend zu haben:

[illegible] breiter

# Romane, Novellen,

[illegible], Reisebeschreibungen, Me-
moiren, Erzählungen, Biographien und histori-
scher Werke,

Verlag von G. Basse in Quedlinburg,

**zu bedeutend herabgesetzten Preisen**

durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen sind.

Jedes in diesem Verzeichnisse enthaltene Werk wird einzeln zu dem dabei bemerkten herabgesetzten Preise geliefert. — [illegible] Werke können [illegible] einen verhältnißmäßig [illegible] Werk abgegeben werden.